MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Das Verhältnis von Vaterschaft und Männlichkeit.

Eine feministische Maskulinitätsstudie."

verfasst von / submitted by

Elisabeth Guggi, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt/ degree programme code as it appears on the student record sheet:	UA 066 641
Studienrichtung lt. Studienblatt / degree programme as it appears on the student record sheet:	Interdisziplinäres Masterstudium Ethik für Schule und Beruf
Betreut von / Supervisor:	Mag. Dr. Brigitte Buchhammer

Abstract

Die vorliegende Masterarbeit geht der Frage nach, in welchem Verhältnis Männlichkeit und Vaterschaft stehen und inwiefern sich genderbasierte Klischees sowie naturalisierte Vorstellungen negativ auf das Leben von Männern und Frauen auswirken. Die Arbeit verfolgt das Ziel einer feministischen Männlichkeitsforschung: Daher sollen auf soziale und geschlechterbezogene Ungerechtigkeiten und Asymmetrien aufmerksam gemacht werden, die ihren Ursprung in tradierten, veralteten und einengenden Rollenbildern in Bezug auf Vaterschaft oder Männlichkeit haben. Aufgrund dieser normativen Rollenvorgaben werden Männer und Väter daran gehindert, nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen zu leben. Ebenso wirkt sich das Loslösen von Stereotypen im Hinblick auf Männlichkeit und Vaterschaft auch positiv auf Frauen aus, da diese in der Care-Arbeit und der Erziehung entlastet werden und durch ihren Partner in Fragen der Vereinbarkeit unterstützt werden.

Der methodologische Zugang basiert auf den philosophischen Untersuchungen von Forschungsergebnissen im Bereich der Männlichkeitsforschung und der Soziologie. Dazu zählen die Arbeiten von Raewyn Connell, Pierre Bourdieu und Michael Meuser. Die Ergebnisse der historischen Entwicklung von Vaterschaft haben gezeigt, dass es in der Geschichte kein einheitliches „natürliches“ Vaterbild gegeben hat und dass Vaterschaft von sozialen, technischen und kulturellen Veränderungen abhängig ist, also ein soziales Konstrukt ist. Aus diesem Grund muss gegenwärtig die Vaterschaft neu verhandelt werden, um das widersprüchliche Verhältnis von Vaterschaft und Männlichkeit zu überwinden.

Um dies möglichst differenziert leisten zu können, ist ein interdisziplinärer Ansatz zu verfolgen, der es sich zum Ziel setzt, sowohl innerhalb der Politik, der Wirtschaft, der Kunst etc. geschlechterbasierte Klischees abzubauen, damit Grundlagen erarbeitet werden, die es ermöglichen, dass Männer und Frauen ein selbstbestimmtes und freies Leben führen können.

Inhaltsverzeichnis

1.0 Einleitung 3
2.0 Die negativen Folgen der Corona-Pandemie 8
3.0 . Feministisch-philosophische und gendertheoretische Grundlagen 11
3.1 Feministische Ethik oder weibliche Moral? 13
3.2 Philosophische Anthropologie der Geschlechter 17
3.3 Genderethische Reflexion 20
4.0 Philosophisch-historische Entwicklung von Vaterschaft 25
4.1 Gegenwärtiges Verständnis von Vaterschaft 30
5.0 Die Entstehung der Männlichkeitsforschung 33
5.1 Die Rolle der Critical Masculinity Studies 33
5.2 Hegemoniale Männlichkeit 36
5.3 Toxic Masculinity 39
5.4 Das Verhältnis von Männlichkeit und Vaterschaft 42
6.0 Gegenwärtige Herausforderungen 43
6.1 Arbeit, Familie und Pension 43
6.2 Fragen der Vereinbarkeit 45
6.3 Väterkarenz und Unternehmenskultur 46
6.4 Der Papamonat 47
6.5 Heterosoziale Beziehungen 48
6.6 Kinderbetreuung 49
7.0 Skandinavische Länder im Vergleich 50
8.0 Perspektiven für die Zukunft 51
8.1 Caring Masculinity 51
8.2 Pädagogik 54
8.3 Universal Caregiver 56
8.4 Vorbild der Gegenwart 57
8.5 Politische Maßnahmen 59
8.6 Was muss sich ändern? 59
8.7 Unternehmen 60
8.8 Der mediale Einfluss von Unternehmen 62
9.0 Männlichkeit in der Kunstgeschichte 63
9.1 The American Fraternity 64
9.2 Fotoprojekt Swedish Dads 68
10.0 Abschließende Worte 69

1.0 Einleitung

Die vorliegende Arbeit geht der Frage nach, in welchem Verhältnis Männlichkeit und Vaterschaft zu verorten sind und welche negativen Auswirkungen tradierte Geschlechterklischee-Vorstellungen und naturalistische Konzeptionen des Menschen auf alle Menschen haben kann. Denn dieses Verhältnis ist ausschlaggebend für das Rollenverständnis und die Aufgabenverteilung sowie die gesellschaftliche Normvorstellung von Mutter und Vater.

Es wird sich zeigen, dass Männlichkeit und Vaterschaft außerdem nicht mit Weiblichkeit und Mutterschaft verglichen werden kann. Diese Arbeit zielt eine etwas anders gelagerte Fragestellung an: Steht Vaterschaft in einem Spannungsverhältnis zu Männlichkeit? Stehen tradierte Männerbilder in einem Spannungsverhältnis zu einem adäquaten Verständnis von Väterlichkeit? Das Problem der grassierenden Gender-Stereotypen liegt darin, dass Kompetenzen wie zum Beispiel das Zulassen körperlicher Nähe, Liebe, Fürsorge und Zuneigung mit „dem Weiblichen“ in Verbindung gebracht werden und dadurch die Sorge entwickelt wird, unmännlich zu wirken. Aus diesem Grund wird untersucht, was man genau unter Männlichkeit versteht und welche Normen, Rollenbilder, Erwartungen und Vorstellungen damit einhergehen.

Schließlich soll das Ziel dieser Arbeit sein, dass sich auf der einen Seite Väter von einengenden und veralteten Rollenvorgaben lösen und entsprechend ihrer eigenen Vorstellungen und Wünsche ihr Leben führen können. Auf der anderen Seite hat diese Befreiung der Männer, wie feministische Forschungen aufzeigen konnten, auch große Bedeutung für Frauen: Sie unterstützt, vereinfacht und verbessert das Leben vieler Frauen und Mütter, da Frauen entlastet werden können, wenn Männer in Zukunft ihnen in Bereichen der Erziehung, der Care-Arbeit und sogenannten „Frauenberufen“ zur Seite stehen und sie nicht allein auf sich gestellt sind.

Es ist wichtig, dieses Wechselverhältnis zwischen Mann und Frau zu betonen. Zum einen bedingen sich die Wertvorstellungen und die Rollenbilder, die mit dem jeweiligen Geschlecht einhergehen, zum anderen haben geschichtliche Entwicklungen Auswirkungen auf beide Geschlechter. Man denke an die Frauenbewegung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch die Emanzipation der Frauen, die nun mehr Rechte und Freiheiten forderten, änderte sich auch die Lebenssituation für Männer. Denn Frauen forderten ihre Männer dazu auf, sich nun aktiv in der Familie und im Haushalt zu beteiligen und ihre

patriarchale Rolle zu überwinden. Aus diesem Grund ist es falsch, ein Geschlecht isoliert zu betrachten, stattdessen sollten alle Geschlechter und ihre Relationen im Fokus gendertheoretischer Analysen stehen.

Im Laufe der Arbeit wird sich nämlich zeigen, dass ein starres, einheitliches und geschichtlich überliefertes Verständnis von Vaterschaft oder Männlichkeit soziale Ungerechtigkeiten befeuert und die sozialen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern verstärkt.

Die Arbeit basiert vorwiegend auf den Ergebnissen und Forschungen im Bereich der Männlichkeitsforschung bzw. der Masculinity Studies. Dieser Forschungszweig erlebt derzeit im deutschsprachigen Raum in den Bereichen der Literaturwissenschaft, der Geschichtswissenschaft, der Soziologie und der Ethnologie einen Aufschwung (vgl. Stoller 2018, 155). Für diese Arbeit werden vor allem Thesen aus dem Bereich der Soziologie von Relevanz sein. Speziell die Theorien und Ansätze von Michael Meuser aus Deutschland und der Amerikanerin Raewyn Connell bieten wertvolle, kritische und klarsichtige Beiträge.

Analysiert man den derzeitigen Forschungsstand im deutschsprachigen Raum, so betonen einige Forscher und Forscherinnen, dass dieser Ansatz in der rezenten Philosophie ein Desiderat darstellt (vgl. Stoller 2018, 155). Ein Indiz dafür ist beispielsweise, dass es an den Universitäten kaum Lehrveranstaltungen im Bereich der Maskulinitätsstudien gibt. Einen möglichen Grund für diese Leerstelle innerhalb der Philosophie nennt die Wiener Philosophin Stoller:

> Hier scheint der feministische Fokus auf Geschlechterdiskriminierung und Geschlechterasymmetrie über viele Jahrzehnte hinweg dazu geführt haben, dass die Erforschung von Männlichkeiten, männlichen Identitäten und Rollenbildern sowie der Probleme im Zusammenhang mit der männlichen Geschlechtsidentität im Wesentlichen ausgeblieben ist. (Stoller 2018, 155 f.)

Dieser Befund ist verwunderlich, zeigt sich doch, dass feministische und Genderforschungen sich unter anderem, immer unter dem Aspekt der Intersektionalität, mit Ausbeutungsstrukturen, Diskriminierung, Hierarchisierung innerhalb der Geschlechterverhältnisse und mit den Verstrickungen von Gender, Race und Klasse auseinandersetzen. Dies umfasst eben auch eine gründliche Untersuchung tradierter Gender-Stereotype. Vermutlich braucht es noch mehr Betonung der Wichtigkeit der feministischen Analysen des Geschlechterverhältnisses. Ähnlich sieht es Stoller, wenn sie die feministische Geschlechterforschung dazu auffordert, Themen wie

z.B. die Untersuchung maskuliner Identitäten vorzunehmen und dies als eine Erweiterung des Themengebietes zu betrachten (vgl. Stoller 2018, 169).

Die vorliegende Arbeit möchte einen Beitrag zu oben genannten offenen feministischen und gendertheoretischen Fragestellungen im Bereich der Ethik leisten, also einer Teildisziplin der Philosophie. Eine der aktuellen gesellschaftspolitischen Problemstellungen auch für Philosophie ist die Untersuchung von Männlichkeits- und Väterbildern. Daher bemüht sich diese Arbeit, eine Brücke zu schlagen, in dem sie sich im Bereich der feministischen Männlichkeitsforschung ansiedelt und zeigen möchte, dass es möglich ist, sich sowohl für die Befreiung der Frau als auch die Befreiung des Mannes einzusetzen, ohne dass ein Geschlecht unter fehlender Aufmerksamkeit leidet. Selbstverständlich handelt es sich hierbei um unterschiedliche Formen der Befreiung. Männer und Frauen erfahren unterschiedliche Weisen von Unterdrückung. Eine intersektionale Perspektive ist hier von großer Bedeutung: weiße Mittelschicht-Cis-Männer in Industrieländern erleben andere Formen von Unfreiheit als Männer der Black Community oder People of Color, oder homosexuelle bzw. trans-idente Männer. Die Vorstellung hegemonialer Männlichkeit spielt eine zentrale Rolle und stellt ein Hindernis dar, wenn es darum geht, ein aktiver und engagierter Vater sein zu können. Darunter fallen auch Männlichkeitsrollen, die Jahrhunderte lang überliefert wurden und mit dem derzeitigen Lebensstil inkompatibel geworden sind (vgl. Stoller 2018, 172). Anhand der Beispiele in dieser Arbeit wird gezeigt werden, dass die Themen derart verwoben und geschlechterübergreifend sind, dass es notwendig ist, sie möglichst umfassend und vielseitig, also aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten.

Dies führt zu einem weiteren Punkt, der Materialauswahl. Der Anspruch dieser Arbeit ist es, Ethik-Konzeptionen in den Blick zu rücken, die die Verhältnisse für Männer und Frauen auch in der alltäglichen Lebenspraxis verbessern. Um die Realität besser verstehen zu können, werden die zugrundeliegenden soziologischen und philosophischen Theorien von Connell, Bourdieu, Meuser und Stieglitz anhand von alltäglichen Beispielen erklärt und verdeutlicht. Da Ethik interdisziplinär zu arbeiten hat, verpflichtet sich auch diese Arbeit einer interdisziplinären Methode. Das bedeutet, dass Expert_innen aus den unterschiedlichsten Bereichen zu Wort kommen, um ein möglichst umfassendes und vernetztes Wissen über den durchaus komplexen und vielschichtigen Themenbereich zu erlangen. Beispielsweise werden die Sichtweisen von Ökonom_innen, Finanzexpert_innen sowie Familien- und Väterforscher_innen, Männlichkeitsforscher_innen und Soziolog_innen dargelegt mit dem Ziel, die verwobenen Zusammenhänge besser verstehen zu können. Der Autorin ist bewusst, dass das Thema ein

umfangreiches ist und genau aus diesem Grund braucht es unterschiedliche Perspektiven und komplementäre Herangehensweisen, um der komplexen Problemstellung gerecht zu werden. Die Ergebnisse werden zeigen, dass die Thesen und Resultate der Forscher_innen und Expert_innen in etlichen Bereichen übereinkommen.

In einem nächsten Schritt wird die Gliederung der Arbeit vorgestellt. Ganz allgemein formuliert, besteht sie aus drei Teilen. Der erste stellt einen historisch-philosophischen Überblick der Vaterschaft dar. Dieser Teil dient als Basis für das Normverständnis der Gegenwart. Anhand der geschichtlichen Entwicklungen soll gezeigt werden, dass Vaterschaft ein durchaus fluides Konzept ist, welches sich an wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Gegebenheiten anpasst. Wobei zu bemerken ist, dass philosophische Untersuchungen zu Vaterschaft auch aufzeigen könnten, dass Ideen gelingender Vaterschaft philosophisch entwickelt werden können, die auch kritisch sind gegenüber ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Ist-Zuständen. Diese Aufgabe der Philosophie, Ideen als kritisches Korrektiv zu entwickeln ist von großer Bedeutung. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der aktuellen Lage in Österreich und zeigt Kritikpunkte und Schwachstellen auf, die sowohl im Privaten als auch auf öffentlicher und institutioneller Ebene zu erkennen sind. Der dritte und letzte Teil möchte sich mit möglichen Lösungsvorschlägen auseinandersetzten und wählt dabei internationale Modelle, die als Quelle der Inspiration dienen können.

Der detailliertere Aufbau sieht wie folgt aus: Um die Aktualität des Themas zu unterstreichen, dient die derzeitige Corona-Pandemie als Ausgangspunkt. Die Folgen von Corona wirken sich in erster Linie auf Frauen aus und verschärfen die prekäre Situation von solchen, die im Care-Bereich und in den vielen für die Versorgung der Menschen so wichtigen Gebieten arbeiten. In einem weiteren Schritt wird der theoretische Rahmen der Arbeit beschrieben. Zunächst wird entfaltet, worin Aufgaben und Ziele feministischer und Gender-Philosophie liegen. Vor allem unter Bezugnahme auf Herta Nagl-Docekal wird hier deren Konzept von feministischer Philosophie entfaltet. Darauf aufbauend wird der Frage nachgegangen, was wesentliche Argumente feministischer Ethik sind. Dabei wird untersucht, inwiefern die Rede von „weiblicher Moral“ in Aporien führt (welche Argumente führt Herta Nagl-Docekal ins Treffen gegen einen Entwurf „weiblicher Moral“ von Carol Gilligan?) Konsequenterweise führen diese Untersuchungen dazu, Grundlagen philosophischer Anthropologie der Geschlechter näher zu fokussieren, um gängige Reduktionismen (biologistische Reduktionismen der Geschlechterkonzeptionen) kritisch aufzeigen zu können. Dabei wird diese Arbeit sich auf einen mittlerweile schon klassischen Text von Herta Nagl-

Docekal beziehen, der eine erkenntnisfundierende Basis für Gender-Forschung darstellt. Weiters wird ein historischer Überblick skizziert über tradierte Vaterschaftskonzeptionen, die Auswirkungen haben bis in aktuelle Vorstellungen von Vater-Sein. Mit welchen tradierten Rollenerwartungen und Klischees sind Väter heute konfrontiert? Daran anknüpfend werden die Entwicklungen der Masculinity Studies aus den Gender Studies erklärt. Die theoretischen Eckpfeiler, wie zum Beispiel das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell innerhalb der Critical Masculinity Studies werden in diesem Kapitel untersucht. Ein in den Cultural Studies gerade sehr aktueller Terminus Technicus, „Toxic Masculinity", wird philosophisch auf seine inhärenten Spannungen hin befragt. Warum dies? Aspekte, die unter diesem Umbrella Term gebündelt sind, müssen sorgfältig untersucht werden, um die Destruktivität mancher Männlichkeitsvorstellungen klar benennen zu können.

Wie sehr der berufliche Bereich für Familien, und hier im Rahmen dieser Arbeit speziell für die Entwicklung eines adäquaten Väterlichkeitskonzepts, Herausforderungen mit sich bringt, wird zu untersuchen sein.

All diese genannten Frage- und Problemstellungen hinsichtlich Männerbilder und Väterrolle betreffen allerdings beide Geschlechter, näherhin das Geschlechterverhältnis.

Die Brücke für Verbesserungsvorschläge möchte ich mit der Darstellung von Entwürfen in skandinavischen Ländern bilden. Am Beispiel der nordischen Länder sollen Konzepte positiver Veränderungen vorgestellt werden, die nennenswerte Verbesserungen mit sich gebracht haben. Nachfolgend werden alternative Formen von Männlichkeit dargelegt, wie der Ansatz der Caring Masculinities. Diese Theorie soll durch empirische Forschungsergebnisse im Bereich der Pädagogik sowie dem philosophischen Ansatz des Universal Caregivers der amerikanischen Philosophin Nancy Fraser gestützt werden. Um diese Theorie zu verdeutlichen wird auf ein Beispiel eingegangen, in dem ein Mann sein Leben dem Aufbrechen von starren stereotypen Männerbildern widmet. Nachdem das Wirken des Journalisten Nils Pickert aufgezeigt wird, wird man sich dem öffentlichen Bereich widmen. Welche aktiven Maßnahmen muss die Politik setzten, um positive Veränderungen im Bereich der Geschlechtergerechtigkeit zu erzielen? Doch nicht nur seitens der Politik braucht es Engagement, sondern auch innerhalb der Wirtschaft. Am Beispiel von dem Unternehmen Gilette soll gezeigt werden, wie Unternehmen ihren medialen Einfluss nützen können, um auf das Thema der toxischen Männlichkeit aufmerksam zu machen. Damit auch die kreative und schöpferische Denkweise in den Diskurs miteinbezogen wird, werden abschließend zwei Künstler vorgestellt, die auf unterschiedliche und innovative Art und Weise das Motiv der Männlichkeit bzw. der

Vaterschaft in ihren Werken behandeln. Mittels der Kunst soll gezeigt werden, wie alternative Formen der Männlichkeit und der Vaterschaft gedacht werden können. Die Kunst eignet sich insbesondere für diesen Versuch, da Kunst Räume öffnet für kreative Experimente, um herrschende Stereotypen spielerisch aufs Korn zu nehmen.

2.0 Die negativen Folgen der Corona-Pandemie

Die rezente Corona-Krise stellt nicht nur eine Gefahr für die menschliche Gesundheit dar, sie verstärkt massiv soziale Ungleichheiten (vgl. Stuiber 2020). Die Gesundheitsforscherin Julia Smith zeigt anhand der Ebola-Krise auf, dass Seuchen zu einem sogenannten „Gender Impact" führen können (vgl. Stuiber 2020). Egal ob Industrie-, Entwicklungs- oder Schwellenländer, die sozialen Folgen sind überall spürbar, wenn auch nicht überall gleich drastisch: Vor allem Frauen sind besonders stark von Krisen betroffen. Im Weiteren sollen die dafürsprechenden Indizien beschrieben werden.

Es hat sich gezeigt, dass nach einer Pandemie die Löhne bei Frauen langsamer auf das ursprüngliche Niveau steigen als bei Männern (vgl. Stuiber 2020). Darüber hinaus wirkt sich die Pandemie auch negativ auf bereits erreichte Fortschritte der Gleichberechtigung aus. Ausgelagerte Care-Arbeit, die nun nicht mehr von einem beispielsweise pendelnden Pflege-, Betreuungs- oder Erziehungspersonal geleistet werden kann, wird meistens von dem Elternteil übernommen, der entweder weniger verdient oder weniger arbeitet (vgl. Stuiber 2020). Und in den meisten Fällen sind es vor allem Frauen, die Teilzeit arbeiten oder ein geringeres Gehalt als der Partner haben. Diese strikt getrennte Arbeitsaufteilung geht einher mit einem stark verankerten kulturellen Verständnis, dass der Frau die Rolle der sich kümmernden und aufopfernden Mutter und Hausfrau zuschreibt, selbst wenn beide Elternteile berufstätig und im Homeoffice tätig sind. Woher diese Vorstellungen und Normen kommen, wird in einem späteren Absatz analysiert. Auch vor der Corona-Pandemie waren es hauptsächlich Frauen, die die Sorgearbeit im Privaten übernahmen. Kommt es aber nun im Zuge der Corona-Krise zu mehr unbezahlter Care-Arbeit, da Kindergärten, Schulen etc. schließen, führt dies zu noch größeren finanziellen Abstrichen für Frauen, da sie dadurch weniger Lohnarbeit leisten können (vgl. Hausbichler 2020).

Aber nicht nur im Privaten sind es meistens Frauen, die für diese Aufgaben zuständig sind. Ähnlich verhält es sich mit Care-Berufen: In diesen prekären Arbeitsverhältnissen sind vor allem Frauen beschäftigt. Diese Tätigkeiten sind nicht nur stark unterfinanziert, sondern

können aufgrund der Grenzschließungen teilweise nicht mehr ausgeübt werden (vgl. Hausbichler 2020).

Aus feministischer Sicht ist es daher umso notwendiger, auf diese Ungerechtigkeiten, die Frauen derzeit erleben müssen, aufmerksam zu machen und dagegen zu wirken. Was heißt das nun konkret? Einerseits braucht es eine gesellschaftliche Aufwertung der Care-Berufe. Um das Care-Thema aus philosophischer Perspektive zumindest kurz anzusprechen, soll exemplarisch auf Überlegungen von Ute Gerhard und Cornelia Klinger zurückgegriffen werden. „Care ist Arbeit, jedoch keine Ware, deren materieller Wert messbar wäre, sondern eine Tätigkeit, die besondere praktische, kognitive und emotionale Fähigkeiten erfordert." Care-Arbeit „umfasst bezahlte und unbezahlte Sorgetätigkeiten, wobei Zeit und Güte, die Qualität und Zuwendung der menschlichen Anteilnahme nicht verrechenbar sind in Geld oder Lohn. D.h. jedoch nicht, dass für diesen ‚Mehr-Wert' nicht angemessene, wertschätzende Löhne zu zahlen wären. Doch wegen dieses sozialen Überschusses ist Fürsorglichkeit als soziale, ja, ‚demokratische Praxis' wie Joan Tronto sagt, lebensnotwendig und unverzichtbar für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und das allgemeine Wohl." (Gerhard 2013, 268) Care-Arbeit betrifft alle, Männer, Frauen und LGBTIQ. „Jeder und jede ist in seinem / ihrem Lebenslauf für eine bestimmte Zeit auf Fürsorglichkeit angewiesen bzw. sollte sich um andere kümmern und sie umsorgen. Dies ist der universalisierende und zugleich existentielle Aspekt der Care-Problematik jenseits von Geschlechtszugehörigkeiten." (Gerhard 2013, 268) Gerhard betont, dass die Care-Arbeit notwendig im Gesetz verankert werden muss. „Die Versorgung, Betreuung, Erziehung von Kindern und Pflege derer, die auf Hilfe angewiesen sind, ist nicht nur eine private Verpflichtung, sondern obliegt gesellschaftlicher, öffentlicher Verantwortung, ist Aufgabe staatlicher Politik. Die Organisation und Bereitstellung einer entsprechenden Infrastruktur und eines gesetzlichen Rahmens, um die Sorge für andere privat und institutionell zu ermöglichen und zu fördern, ist Teil der im Grundgesetz verankerten Rechts- und Sozialstaatsgarantie. Care, in der Form eines subjektiven positiven Rechts formuliert, würde beinhalten: die Gewährleistung des Rechts auf Zeit und die Möglichkeit, für andere zu sorgen, sowie das Recht, Pflege Betreuung und Fürsorge zu empfangen; (…)." (Gerhard 2013, 272) Gerhard weist auf den Rechtsrahmen der Europäischen Union hin (Charta der Grundrechte der EU), an den auch die Europäische Sozialplattform anknüpft, „in denen die Dringlichkeit menschenwürdiger und umfassender sozialer Rechtsvorkehrungen für alle sorgenden und fürsorglichen Beziehungen mit der Anerkennung und Normierung als Menschenrecht unterstrichen wird." (Gerhard 2013, 273) Wie sehr Migrant_innen im Bereich der Care-Tätigkeiten in den wohlhabenden Staaten ausgenutzt werden, betont Gerhard mit der

Forderung, dass es notwendig ist, „dass der transnationale feministische Diskurs, der ja nicht nur die Probleme geschlechtsspezifischer, sondern auch internationaler Arbeitsteilung ins Zentrum seiner theoretischen und empirischen Analysen gestellt hat, öffentlich wird, d.h. auf die politische Agenda kommt, um für menschenwürdige rechtliche Regelungen zu streiten für alle, die durch ihre Arbeit und Sorge in unseren Haushalten, in der Pflege und Betreuung von Kindern, Alten und Kranken, das berufliche Engagement von … privilegierten Frauen überhaupt erst ermöglichen." (Gerhard 2013, 275) Gerhard betont sehr klar die rechtliche Verankerung von Care-Arbeit, Frauen und Männer sollten diese Arbeit machen und es müssen faire Löhne bezahlt werden, nur in fairen Löhnen drückt sich auch die gesellschaftliche Anerkennung dieser elementar wichtigen Tätigkeiten aus. Klatschen für die Care-ArbeiterInnen ist zwar eine schöne symbolische Geste, hilft aber denen nicht, die diese Arbeit verrichten (müssen). Eine etwas andere Akzentuierung nimmt Cornelia Klinger vor. Sie unterstreicht, dass der frühe Ausdruck der Care-Arbeit sich „stark am herkömmlichen Arbeitsbegriff orientiert" hat, „in dem – verständlichen – Bemühen aufzuzeigen, dass das, was Frauen tun, auch Arbeit ist und daher gesellschaftliche Anerkennung und materielle Entlohnung verdient." (Klinger 2013, 268) Sie kreist um den Begriff Care, Fürsorgetätigkeiten, fürsorgliche Praxis, und führt aus: „Begriffe wie ‚Fürsorgetätigkeiten' oder ‚fürsorgliche Praxis' setzen schon einen wichtigen Schritt darüber hinaus und sind Äquivalente des englischen Wortes ‚care' im Deutschen. Ich finde allerdings auch diese Termini noch zu eng, insofern sie auf Pflege-Tätigkeiten mit eindeutigem Subjekt-Objekt-Bezug, also aktiv-passiv-Relationen fokussieren. Schon seit längerem plädiere ich dafür, statt von Care / Fürsorge von Lebenssorge zu sprechen und Lebenssorge als Teil von Lebensführung und Lebensweisen zu verstehen. Lebenssorge umfasst alle Aspekte der Anfänglichkeit und Endlichkeit, die Prozesse des Werdens und Vergehens sowie die Etappen, die dazwischen liegen. Anders gesagt, votiere ich für einen weiten Begriff von Care, der von der Erziehung und Bildung über die alltäglichen und nicht-alltäglichen Formen der Pflege bis hin zu Kummer und Trauer alle Dimensionen menschlicher Kommunikation und Interaktion umfasst. Lebenssorge impliziert ein anderes Zeitverständnis (zyklisch statt linear) und ein anderes Menschenbild (reziprok statt Subjekt-aktiv vs. Objekt-passiv). Alles zusammen läuft das auf ein anderes Weltbild hinaus (Mensch statt Maschine)." (Klinger 2013, 268)[1]

[1] Das schon länger angekündigte neue Buch von *Cornelia Klinger*, ***Die andere Seite der Liebe.*** *Das Prinzip Lebenssorge in der Moderne. Lebenssorge zwischen Arbeit und Liebe* wird ein weiterer spannender und befruchtender Beitrag zu dieser Debatte werden.

Das bedeutet, dass diese Tätigkeiten öffentlicher Debatten und rechtlicher Grundlegungen bedürfen. Wie die Arbeiten von Ute Gerhard und Cornelia Klinger exemplarisch zeigen, muss kritisch darüber reflektiert werden, wie es gelingen kann, dass Sorgearbeit nicht ausschließlich als Frauenarbeit verstanden wird. Denn erst wenn die mühsamen, aber notwendigen Aufgaben einer Gesellschaft nicht nur von Frauen – und Migrantinnen - getragen werden, kann einer echten Gleichberechtigung der Weg geebnet werden. Diese Überlegungen von Gerhard und Klinger sind auch fruchtbar für die theoretischen Überlegungen zum Thema Väterlichkeit (vgl. Buchhammer 2021, 173).

Ehe eine kurze historische Skizze der Entwicklung des Verständnisses von Väterlichkeit und Männlichkeit in dieser Arbeit entfaltet wird, muss zunächst das feministisch-philosophische Konzept dargelegt werden, das dieser Arbeit zugrunde liegt. Der nächste Schritt besteht darin, in einer straffen Skizze Grundlagen feministischer Philosophie zu entfalten.

3.0. Feministisch-philosophische und gendertheoretische Grundlagen

Auf welche grundlegenden feministisch und genderphilosophischen Grundlagen wird diese Arbeit sich beziehen?

Feministisch-philosophische Theoriebildung ist ursprünglich keine bloß akademische Angelegenheit, sondern entwickelte sich aus einer politischen Bewegung im Zuge der 68er-Bewegung (vgl. Nagl-Docekal 2010, 119). Denn mit dem politischen Engagement kamen auch zunehmend inhaltliche, theoretische Fragestellungen auf, die einer präzisen Klärung bedurften (vgl. Nagl-Docekal 2010, 118). Feministische Philosophie möchte also der Frage nachgehen, inwiefern sie sich daran beteiligen kann, Formen der Unterdrückung und der Diskriminierung im Leben von Frauen zu überwinden (vgl. Nagl-Docekal 2010, 113). Da Frauen bis heute Sexismus und geschlechtsbezogene Ungerechtigkeiten am eigenen Körper erfahren und es immer noch ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis gibt, ist feministische Kritik gefordert und notwendig. Erwähnenswert ist auch die Tatsache, dass es sich nicht um ein einheitliches Gebiet innerhalb der Philosophie handelt. Stattdessen gibt es etliche, teilweise gegensätzliche Theorien und Ansätze, die sich weltweit mit den unterschiedlichen realen Lebenswelten und den verschiedenen Formen der Unterdrückung von Frauen auseinandersetzen. Der Forschungsbereich reicht vom Differenzfeminismus, dem liberalen Feminismus bis hin zum Öko-Feminismus und dem postkolonialen Feminismus. Der Vorteil solch einer vielseitigen Forschungsarbeit ist, dass einer möglichen Dogmatisierung entgegengewirkt werden kann (vgl. Nagl-Docekal 2010, 122). Die Philosophie eignet sich insbesondere für solch eine

Untersuchung, da sie zum einen „die Frau im Rahmen diverser patriarchaler Konzeptionen der Geschlechterverhältnisse thematisiert“ und andererseits auch den Blickwinkel auf die Leerstellen innerhalb der Philosophie, der Geschichte und der Politik setzen kann, wo Frauen keinen Raum bekamen (Nagl-Docekal 2010, 118).

> „Feministische Theorien sind ein polyphoner und in sich kontroverser Diskurs, es gibt nicht die feministische Theorie. Feministische Bewegungen haben jedoch einen gemeinsamen Ausgangspunkt in der Forderung nach Gerechtigkeit zwischen Frauen und Männern in allen Lebensbereichen. Die erste Frauenbewegung im 19. Jhd. verfolgte das Ziel, gleiche Rechte, Ausbildungsmöglichkeiten, Arbeitsbedingungen und vor allem das Frauenwahlrecht durchzusetzen. Einen entscheidenden Anstoß erhielt die feministische Theoriebildung durch die Student_innenbewegung der späten sechziger Jahre.“ (Buchhammer 2011, S. 69)

Die Wiener Philosophin Herta Nagl-Docekal bringt sehr pointiert zum Ausdruck, was Aufgabe feministischer Philosophie ist: „Feministische Philosophie ist (…) Philosophieren am Leitfaden des Interesses an der Befreiung der Frau.“ (Nagl-Docekal 1990, 11) „Gemeinsames Anliegen feministischen Forschens ist es, am Leitfaden feministischer Interessen zu philosophieren. Das heißt aber nicht, wie Herta Nagl-Docekal hervorstreicht, auch im Inhaltlichen übereinzustimmen. Die Forderung nach einer einheitlichen Theorie rückt in gefährliche Nähe des Dogmatismus. Ziel ist vielmehr, eine offene und akzeptierende „Streitkultur“ zu entwickeln. Das Faktum, dass Frauen in allen Lebensbereichen diskriminiert werden, bildet hier den Ausgangspunkt des Denkens.’“ (Nagl-Docekal 2008, 454)

Nagl-Docekal unterscheidet zwei Themenkomplexe innerhalb der feministischen Philosophie (vgl. Nagl-Docekal 2010, 122). Einerseits nennt sie die historisch-kritische sowie die alternative Argumentation. Bezüglich ersterer muss die Geschichte der Philosophie unter die Lupe genommen werden und hinsichtlich der asymmetrischen Geschlechterdarstellungen analysiert werden. Denn die Philosophiegeschichte stellt eine patriarchale Perspektive dar, die die Frau als defizitäres und untergeordnetes Wesen darstellt. (vgl. Nagl-Docekal 2010, 122). Zweitens müssen geschlechtsneutrale Aussagen überprüft werden, da diese nie neutral gewertet sind, sondern immer auch ein bestimmtes Weltbild, eine Haltung transportieren. Nagl-Docekal fasst dies wie folgt zusammen: „Der Anspruch auf Objektivität erweist sich damit häufig als zu Unrecht erhoben und bildet geradezu einen Deckmantel für, wenn nicht misogyne, so doch androzentrische Aussagen (2000,48).“ Genauere Beispiele werden im Kapitel 3.0 im Zuge der Skizzierung der historischen Entwicklung von Vaterschaft genannt. Der letzte Punkt bezieht

sich auf das Fehlen von Frauen in der Philosophie. Das bedeutet, dass eine Benachteiligung durch Ausschluss erfolgte (vgl. Nagl-Docekal 2000, 123). Dieses Muster gilt es aufzubrechen, um einen diverseren Diskurs zu ermöglichen. Außerdem braucht es eine alternative Darstellung der die Philosophiegeschichte, die sich zum Ziel setzt, Frauen als Denker_innen zu entdecken und diese in den Kanon aufzunehmen.

Der zweite Punkt der alternativen Argumentation fragt danach, wie Alternativen zu aktuellen geschlechterasymmetrischen, Ungerechtigkeit generierenden Strukturen möglich sind (vgl. Nagl-Docekal 2000, 123). Vor dem Hintergrund des hier entwickelten feministisch-philosophischen Instrumentariums wird zuerst ein kurzer historischer Aufriss skizziert, um in einem weiteren Schritt gegenwärtige gesellschaftspolitische Verwerfungen und Verzerrungen zu problematisieren: am Denkort von Männlichkeits- und Väter-Rollenbildern.

Der geschichtliche Aufriss dient als Folie, um durch das Benennen historischer Verwerfungen aktuelle Ungerechtigkeitsstrukturen besser in den Blick zu bekommen und die tradierten Mechanismen der Unterdrückung am Denkort von Gender fokussieren zu können. Abschließend soll dann eine alternative Möglichkeit vorgeschlagen werden, die sich zum Ziel setzt, einseitige und geschlechtsbezogene Privilegien und Diskriminierungen abzubauen, sodass es keine asymmetrische Geschlechterhierarchie gibt.

3.1 Feministische Ethik oder weibliche Moral?

Ist feministische Ethik als weibliche Moral gefasst oder generiert die Konzeption einer „weiblichen Moral“ erhebliche Untiefen essentialistischer Art? Feministische Ethik setzt sich innerhalb der Moralphilosophie mit der Frage der Geschlechterhierarchie und der damit verbundenen Ungerechtigkeit auseinander. In diesem Abschnitt sollen zwei klassische feministische Ethik-Konzeptionen vorgestellt werden: der Care-Ethik-Ansatz von Carol Gilligan, mit dem, und das ist der zweite Ansatz hier, Herta Nagl-Docekal sich kritisch auseinandersetzt. Herta Nagl-Docekals eigene innovative Entwicklung einer feministischen Ethik, im Unterschied zu einer Theorie „weiblicher Moral“ wird hier Grundlage ethischer Überlegungen sein.

Carol Gilligans bahnbrechende Studie „In a Different Voice“ untersucht die einseitigen Verzerrungen einer gegenderten Ethik-Auffassung. Sie bezieht sich kritisch auf Kohlbergs Studien. Was ist diese „andere Stimme“ der Moral, der Gilligan ihre Aufmerksamkeit schenkt? Gilligan, ausgehend von Kohlbergs Studien, nennt zwei Formen von moralischen Urteilen, einerseits eine „Gerechtigkeitsperspektive“, die Männern zugeschrieben wird und eine

„Fürsorglichkeitsperspektive“, die Frauen zugeordnet wird (vgl. Nagl-Docekal 1998, 44). Ausschlaggebend für ihre Forschung waren die Arbeiten von Lawrence Kohlberg, der eine Theorie der Stufen der moralischen Entwicklung begründete und Gilligan zufolge unzutreffende Generalisierungen formulierte (vgl. Nagl-Docekal 1998, 45). Während Männern „der Begriff der Reife vom Studium des Lebens“ zugeschrieben wurde, waren es vor allem Frauen, „die gemessen an Kohlbergs Skala in ihrer moralischen Entwicklung defizitär zu sein scheinen“ (Gilligan 1984, 29). Ausgehend von dem Kohlbergschen Modell ging Gilligan der „anderen Stimme der Moral“ nach, die, empirischen Beobachtungen nach vor allem die moralische Stimme der Frauen ist. Gilligan kam zu dem empirischen Ergebnis, dass sich die moralische Wahrnehmung von Frauen durchaus von jener der Männer unterscheidet (vgl. Nagl-Docekal 1998, 46). Im Vergleich zu einer so genannten männlichen Moral ist diese „andere Stimme“ der Moral, die den Frauen zugeschrieben wird, kontextsensitiv, des Weiteren konzentriert sie sich auf Beziehungen und Verbundenheit sowie auf Gefühle und Empathie. Die „andere Stimme“ ist nicht abstrakt und geht nicht vom „verallgemeinerten Menschen“ aus (vgl. Nagl-Docekal 1998, 46). Diese These basiert auf Interviewserien (vgl. Nagl-Docekal 1998, 46). Gilligan nennt ihr Buch „Die andere Stimme“, da empirische Beobachtungen ergeben haben, dass diese „andere Stimme“, jene, die bereit ist, sich auf die Besonderheit jedes einzelnen Menschen einzulassen, sensibel ist für konkrete Lebenssituationen, und nicht vom „verallgemeinerten Menschen“ ausgeht, vor allem bei Frauen zu beobachten ist. Doch ist dieses Ergebnis ein auf stringenter empirischer Forschung aufbauendes? Kritiker_innen warfen Gilligan vor, künstliche Dichotomien zu schaffen, Debra Nails sprach von einem „sozialwissenschaftlichen Sexismus“ (Nails 1987, 622 ff.) Es ergibt sich daher die Frage, was die Intention für solch eine These war. Handelt es sich um eine reduktionistische und essentialistische Argumentation? Wenn dem so wäre, müsste dies aufgedeckt werden, da ein gendersensibler Diskurs dazu auffordert, nicht aufgrund des Geschlechtes Schlüsse bezüglich Verhalten, Moralität etc. zu ziehen. Ist es - um diese „andere Stimme“ der Moral, die neben der Gerechtigkeits-Stimme existiert, die der Fürsorge, der Empathie, der Kontextbezogenheit, zu fokussieren - notwendig, von „männlicher“ und „weiblicher“ Moral zu sprechen, ist es da notwendig, Moral zu gendern, führt dies nicht in einen unhaltbaren Geschlechteressentialismus und daher in eine Fortsetzung von Geschlechterungerechtigkeit?

Nagl-Docekal sieht in der Vorgangsweise von Gilligan eine Aporie (vgl. Nagl-Docekal 1998, 48). Gilligans Theorie mündet in einen biologischen Determinismus mit zwei Möglichkeiten: Wenn es sich um Naturgesetze handelt, die das menschliche Verhalten steuern, braucht es keine Moral, da es keinen Spielraum für Entscheidungen gibt (vgl. Nagl-Docekal

1998, 49). Dann ist alles „von Natur aus“ geregelt. Man denke hierbei an das Beispiel des Lidschlussreflexes. Die andere Variante basiert auf dem Verständnis von Moral, die sich „auf selbständig getroffene Entscheidungen in Konfliktsituationen bezieht (Nagl-Docekal 1998, 49). Dies führt aber in einen performativen Selbstwiderspruch, wenn von „männlicher“ und „weiblicher“ Moral gesprochen wird, denn diese Redeweise suggeriert, dass Moralität im Geschlechtsleib gründet, also die Biologie letztlich Moral fundiert. Der Begriff „weibliche Moral“ wäre dann ein performativer Selbstwiderspruch, denn wenn ohnehin die Natur das Handeln regeln würde, wäre die Berufung auf „Moral“, dh. auf autonome Entscheidung und Handlung, hinfällig. Daraus ergibt sich, dass in Bezug auf moralische Handlungen keine „biologische Differenz der Geschlechter“ zu verorten ist (Nagl-Docekal 1998, 49). Solch ein Verständnis von Moral würde mit der antiquierten Vorstellung von Geschlechtscharakteren konvergieren, die in der Vergangenheit geschlechtsspezifische Handlungsmuster, Bereiche und Tugenden konstruierten, um die Differenzen zwischen Frauen und Männer zu verstärken bzw., um den Aufgabenbereich klar zu definieren und zu trennen (vgl. Nagl- Docekal 1998, 51). Der Begriff der Geschlechtscharaktere wird im Kapitel der philosophisch-historischen Entwicklung von Vaterschaft genauer betrachtet. Es gibt aber noch einen Grund, warum die beiden Formen der Moral zu einem Problem werden. Fragen der Moral setzen sich mit dem richtigen Handeln auseinander. Gibt es nun zwei Konzeptionen, kommt es automatisch zu einer Rangordnung (vgl. Nagl- Docekal 1998, 60). Doch das Ziel einer feministischen Ethik ist es, diese versteckten Hierarchien abzubauen, sodass Frauen nicht im Beruf, in der Familie etc. benachteiligt werden.

Nagl-Docekals subtile Untersuchung erhellt auch das Problem um den Begriff des Universalismus in den aktuellen Ethik-Debatten. Universalistische Ethikansätze werden einer scharfen Kritik ausgesetzt in aktuellen Debatten. Aber ist das auch eine zulässige Kritik? Nagl-Docekal zeigt die Aporie dieser Kritik am Universalismus auf luzide Weise auf. (vgl. Nagl-Docekal 1998, 66). Aus diesem Grund muss der Frage nachgegangen werden, ob die Moral der Fürsorglichkeit einem universalistischen Anspruch standhalten kann (vgl. 1998, 61). Diese Debatten um eine universalistische Ethik werden sehr heftig geführt. Nagl-Docekal greift dies auf, um verständlich zu machen, dass auch in den Ansätzen, die universalistische Moralkonzeptionen monieren, bereits universalistisch argumentiert wird. Wie entfaltet sie ihr Argument? Alle Bestimmungen, von der Kontextsensitivität, der Orientierung an Beziehungen bis hin zu den Gefühlen, die im Zentrum stehen, beinhalten bereits universalistische Züge. Daraus ergibt sich aber eine Zwickmühle, da sie eine Alternative zum (männlich geprägten) moralischen Universalismus darstellen soll und gleichzeitig ebenfalls universalistische Züge und verallgemeinernde Prinzipien aufweist (vgl. Nagl-Docekal 1998, 62). In Bezug auf die

Relevanz der Gefühle innerhalb der Fürsorglichkeitsmoral gibt es aber durchaus Spannungen. Einerseits kann der Fokus auf die eigenen Gefühle sich auch negativ auf die Mitmenschen auswirken, wenn diese beispielsweise nicht genügend reflektiert werden (vgl. Nagl-Docekal 1998, 64). Darüber hinaus bringt eine gefühlsbetonte Ethik auch relativistische Züge mit sich, da das Motto, salopp gesagt, „do what feels good" lautet und es dementsprechend schwierig ist, Maximen abzuleiten (vgl. Nagl- Docekal 1998, 66).

Auf der einen Seite versucht man im Zuge der Fürsorglichkeitsethik, eine universalistische Theorie zu vermeiden und fordert doch gleichzeitig universale Gültigkeit der Moral (vgl. Nagl-Docekal 1998, 66). Auch wenn dies wie eine ausweglose Aporie wirkt, so kann diese laut Nagl-Docekal mit Hilfe des formalen Universalismus von Kant aufgelöst werden (vgl. Nagl-Docekal 1998, 66). Denn das Entscheidende ist, dass es nicht mehrere starre Prinzipien gibt, sondern nur eine einzige formale Regel, nämlich den kategorischen Imperativ (vgl. Nagl-Docekal 1998, 67). Dieses Sittengesetz bringt jeweils das Gebot, den Mensch als Zweck an sich zu behandeln und das Verbot, den Mensch als Mittel zu instrumentalisieren, mit sich. Der kategorische Imperativ in der Zweck-an-sich-Formulierung lautet folgendermaßen: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest." (Kant 1974, 61)

In der Tugendlehre erläutert Kant, dass der kategorische Imperativ einerseits verbietet, andere Menschen bloß zu instrumentalisieren, andererseits leitet sich aber auch eine Pflicht ab, andere Menschen in ihren besonderen Zielen und Zwecken so gut es geht zu unterstützen, dh. ihrer besonderen Lebenslage gegenüber sensibel zu sein, und ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen und sie darin zu unterstützen. Bei Kant klingt dies so: „Die Liebe wird hier (…) als Maxime des Wohlwollens (als praktisch) gedacht werden, welche das Wohltun zur Folge hat. (…) Die Pflicht der Nächstenliebe kann also auch so ausgedrückt werden: sie ist die Pflicht, anderer ihre Zwecke (so fern diese nur nicht unsittlich sind), zu den meinen zu machen; (…) ein tätiges, praktisches Wohlwollen, sich das Wohl und Heil des anderen zum Zweck zu machen (das Wohltun), (…) Wohltätig, d. i. anderen Menschen in Nöten zu ihrer Glückseligkeit, ohne dafür etwas zu hoffen, nach seinem Vermögen beförderlich zu sein, ist jedes Menschen Pflicht." (Kant 1977, 586-589).

Kant berücksichtigt sehr wohl auch individuelle Strebungen, wenn es darum geht, zur Glückseligkeit zu gelangen. Da Menschen sehr unterschiedliche Glücksvorstellungen haben, kann es kein allgemeines Gesetz dafür geben, das Wichtige ist aber, dass dieses Streben im Rahmen der moralischen Gesetze erfolgt (vgl. Nagl-Docekal 1998, 67). Daraus ergibt sich daher, dass der kategorische Imperativ zwar formal ist, aber nicht abstrakt. Der kategorische

Imperativ reduziert Menschen nicht auf „den verallgemeinerten Anderen“. Jeder Mensch muss als Zweck an sich selbst in gleicher Weise anerkannt werden, daraus ergibt sich, da Menschen autonom handelnde Personen sind, dass sie ihre jeweils ganz besonderen Handlungsziele verfolgen, und dabei sollen wir sie tatkräftig unterstützen, was Kontextsensibilität und Ernstnehmen der individuellen Besonderheit erfordert. Dementsprechend kann man von einer Ethik der Fürsorglichkeit sprechen. Auf diese Weise kann auch die vorhin beschriebene Aporie aufgelöst werden, da die formale Regel Kant gleichzeitig universalistisch ist, aber auch radikal individualisierend (vgl. Nagl-Docekal 1998, 69). Um die Frage des Kapitels nun zu beantworten, sollte das Ziel einer feministischen Ethik sein, Geschlechterhierarchien zu beseitigen. Eine Genderisierung von Moral, dh. eine „männliche“ und eine „weibliche“ Moral zu konzipieren, würde den Geschlechteressentialismus, der Geschlechterungerechtigkeit generiert, nur prolongieren. Dementsprechend ist es nicht förderlich, eine Moral für Männer und eine für Frauen zu fordern. Daher entwickelt Herta Nagl-Docekal eine feministische Ethik, und nicht eine weibliche Moraltheorie.

3.2 Philosophische Anthropologie der Geschlechter

Die Methode der Sprachkritik hilft dabei, Bedeutungsmacht und Implikationen des Begriffspaares Mann und Frau zu verdeutlichen, die eine „wesentliche Vorentscheidung“ für das soziale Geschlecht mit all seinen Erwartungen und Ansprüchen darstellt (Nagl-Docekal 2000, 17). Dieses Begriffspaar dient dazu, körperliche Differenz der Geschlechter zum Ausdruck zu bringen, aber die Alltagssprache zeigt, dass damit auch soziale Ordnungen verbunden werden, wenn man zum Beispiel von typischen Frauen- oder Männerberufen hört. Oder wenn man liest, das Grillen Männersache sei, ist davon auszugehen, dass es eine Aufgabenverteilung gibt, die ihren Ursprung im Geschlecht hat. Eine feministisch-philosophische Anthropologie untersucht nun die problematische Verschränkung der biologischen und sozialen Dimension in den Begriffen „Mann“ und „Frau“. Männer und Frauen haben unterschiedliche leibliche Vorgegebenheiten, doch damit dürfen keine sozialen Rollenvorschreibungen verbunden werden. Anders formuliert bedeutet das, dass gewisse körperliche Merkmale kein Indiz für die Qualifizierung für eine gewisse Lebensform, einen Aufgabenbereich oder ein Erziehungskonzept darstellen. Etwas bildlicher gesprochen heißt dies, dass die Verwendung von Nagellack nicht nur Mitgliedern des weiblichen Geschlechts zugebilligt werden soll oder, dass Frauen ebenso theoretische Mathematik und Baumaschinenwesen studieren können. Die argumentative Zurückweisung naturalistischer

Theorien des Menschen wird im Weiteren auf der Grundlage der feministisch-philosophischen Arbeit zur Anthropologie der Geschlechter von Herta Nagl-Docekal entfaltet. Die Wiener Philosophin problematisiert zwei bevorzugte Argumentationsweisen, die erste stellt den Begriff „naturgegeben“ ins Zentrum und die zweite geht von einem „naturgewollten“ Verhalten aus (vgl. Nagl-Docekal 2000, 20).

Die Argumentation mit dem Begriff „naturgegeben“ sieht im menschlichen Zusammenleben keinen erheblichen Unterschied zur Tierwelt. Das heißt, dass die Aufteilung bezüglich Arbeit und Aufgaben unter den Geschlechtern auf Veranlagung beruht und mit dem regen Treiben in einem Bienenstock verglichen werden kann (vgl. Nagl-Docekal 2000, 20). Geht man nun davon aus, dass es sich hierbei um natürliche Abläufe handelt, würde das bedeuten, dass es sich um ein instinktgeleitetes Verhalten handelt. Problematisch an dieser Theorie ist, dass Begrifflichkeiten wie Sitten oder Normen dort keinen Sinn ergeben, wo es keinen Entscheidungsspielraum gibt. Denn vor dem Hintergrund einer Freiheitstheorie, nach der das Individuum die Wahl hat zu handeln, braucht es Normen. Bei der unwillkürlichen Reaktion des Lidschlussreflexes geschieht der Vorgang ohne eine Entscheidung, es handelt sich um einen Reflex, der keiner bewussten Handlung bedarf. (vgl. Nagl-Docekal 2000, 21). Bei solchen Vorgängen, die instinktiv und unbewusst ablaufen, kann weder von unmoralischem noch verantwortungsvollem Handeln gesprochen werden. Aus diesem Grund sollte der Begriff „natürlich“ nur in einem Zusammenhang verwendet werden, in dem Vorgänge von selbst, also ohne menschliches Eingreifen geschehen (vgl. Nagl-Docekal 2000, 22). Dass Frauen beispielsweise die biologischen Voraussetzungen für eine Schwangerschaft haben, heißt noch nicht, dass sie sich auch entscheiden für eine Schwangerschaft. Als autonome, handlungskompetente Person kann sie sich dafür oder dagegen entscheiden. Es ist ein Widerspruch, hier die Natur ins Spiel zu bringen, denn entweder etwas läuft von Natur aus (Lidschlussreflex) oder man kann sich frei entscheiden. Die körperliche Anlage zur Schwangerschaft stellt also keine „Vorentscheidung“ dar (Nagl-Docekal 2000, 30). Ein anderes Beispiel ist die Tatsache, dass wir uns frei entscheiden können, wen wir lieben, die Liebe muss also nicht heterosexuell sein, sondern kann sich auch gleichgeschlechtlich entfalten. Bezogen auf das männliche Geschlecht ist es von der Natur zwar nicht vorgesehen, dass Männer schwanger werden, doch sie können sich sehr wohl um ihr Kind kümmern, es versorgen und erziehen. All diese Beispiele weisen einen biologischen Determinismus zurück. Die biologische Voraussetzung zur Schwangerschaft ist keine Grundlage dafür, wer das Kind nachts beruhigt, wenn es schreit. Väterlichkeit ist ein Handeln, das Menschen erlernen (das gehört in die

moralische Erziehung und Selbsterziehung von Menschen), Väterlichkeit ist aber nicht „von Natur aus“ gegeben.

Die zweite Argumentationslinie fokussiert auf den Begriff „naturgewollt“. Hier wird suggeriert, dass es sich um eine Absicht der Natur handeln muss, dass die soziale Ordnung der Geschlechter „naturgewollt“ ist. Ziel dieser Argumentation ist es, mit Hilfe der Berufung auf eine „Absicht der Natur“ eine bestmögliche Begründung zu finden, die keiner weiteren Erklärung bedarf (vgl. Nagl-Docekal 2000, 26). Doch eine Absicht der Natur bedeutet noch lange nicht, dass dies auch verpflichtend gilt, es hat also keinen „zwingenden Charakter“ (Nagl-Docekal 2000, 26). Diese Argumentation: „die Natur hat gewollt“ gerät in einen performativen Selbstwiderspruch. Es soll bewiesen werden, dass die Natur die entscheidende Instanz ist, doch durch die Forderung eines Sollens wird ja die gegenteilige Annahme suggeriert, nämlich dass es sich nicht um einen natürlichen Verlauf handelt und man daher selbst entscheiden müsse (vgl. Nagl-Docekal 2000, 26)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass im Sinne von Herta Nagl-Docekal „natürliche Gegebenheiten ein Thema der Freiheit bilden“. (Nagl-Docekal 2000, 28). Menschen werden mit unterschiedlicher leiblicher Ausstattung geboren, doch wie Menschen mit ihrer Leiblichkeit umgehen und wie sie die gesellschaftlichen Interpretationen von Leiblichkeit handelnd deuten, ist Aufgabe menschlicher Freiheit. Dies ist auch entscheidend im Hinblick auf das Thema dieser Arbeit. Wie Menschen, die mit einem männlichen Körper auf die Welt kommen, mit ihrer leiblichen Beschaffenheit umgehen und wie sie auf die gesellschaftlichen Deutungen dieser Leiblichkeit handelnd Bezug nehmen, ist Aufgabe von Freiheit. Wie sie die Geschlechtsrollenklischees handelnd entweder aufgreifen oder kritisch zurückweisen, ist Aufgabe von Freiheit. Wie Männer als Väter handeln, ist Aufgabe von Freiheit. Väterbilder sind gesellschaftlich konstruierte Rollenbilder, auf die Menschen handelnd Bezug nehmen können und müssen.

3.3. Genderethische Reflexion

„Ist es wirklich sehr viel, was aus der Tatsache einer am Anfang stehenden Geschlechterdifferenz folgt?“ (Butler 2009, 24). Diese entscheidende Frage stellt sich die amerikanische Philosophin Judith Butler und rückt unsere leibliche Gegebenheit ins Zentrum der Analyse: Muss unser Körper als eine Vorentscheidung für menschliches Gemeinwesen, Lebensweisen und Handeln dienen? Nagl-Docekal bezieht sich differenzierend auf diese Frage von Butler und erklärt, dass wir einerseits unsere Biologie nicht negieren können und, dass wir

auf der anderen Seite gar nicht wissen, welche Leiblichkeit wir ohne unser kulturelles Konstrukt vorfänden (vgl. 2000, 4)

Nagl-Docekal gibt zu bedenken, dass in den rezenten Debatten am Denkort von Gender zwei reduktionistische Positionen zu problematisieren sind. Eine der wichtigen Aufgaben von Philosophie besteht darin, in oft verflachende und verhärtete Debatten Differenzierung einzubringen, um die Diskussionen auf subtilere Weise führen zu können und aus Sackgassen reduktionistischer Konzeptionen des Menschen heraus zu finden. „Körper und Diskurs werden abwechselnd in den Rang monokausaler Erklärungsinstanzen erhoben. (…) Demnach wäre das Begriffspaar ‚sex/gender' ein geeignetes Instrument, um herauszuarbeiten, daß gesellschaftliche Normen von leiblichen Bedingungen zu unterscheiden sind, auch wenn sie buchstäblich einverleibt werden können. Wenn ich auf dieser Differenzierung mit einer gewissen Nachdrücklichkeit beharre, so geschieht dies im Hinblick auf markante Theoriedefizite der gegenwärtigen Debatte." (Nagl-Docekal, 2000, 67) Die Differenzierung in biologische Ausstattung (Sex) und gesellschaftliche Deutung der biologischen Vorgegebenheit (Gender) sollte nicht vorschnell eingeebnet werden. Nagl-Docekal bezieht sich hier auf Kants Erkenntnistheorie in der Kritik der reinen Vernunft. Im Sinne Kants können wir „über Natur an sich nichts wissen, weil wir die Grenzen" unserer Erkenntnis: Anschauungsformen und Kategorien, die „Tiefengrammatik des Verstandes" (Höffe) „nicht zu überschreiten vermögen. Mit dieser These ist eine Beschränkung in zweifacher Hinsicht angesprochen: Wenn wir über eine von uns unabhängige Welt nichts sagen können, so bedeutet dies, daß wir das Vorhandensein einer solchen Welt weder behaupten noch bestreiten können. Bei Butler ist nun aber an die Stelle derartiger Reflexionen zur Limitiertheit unserer Erkenntnismöglichkeiten eine ontologische Konzeption getreten, und zwar in Gestalt der Behauptung, daß eine vorgegebene Natur nicht existiert, sondern daß alles, was uns als natürliche Gegebenheit erscheint, auf eine ‚Materialisierung' diskursiver Praktiken zurückzuführen ist. (…) eine so zugespitzte Auffassung von sozialer bzw. symbolischer Konstruktion zu vertreten heißt freilich, sich eine große Beweislast aufzubürden. Wie soll das Hervorgehen von ‚Materie' respektive von ‚Organismen' aus diskursiven Praktiken gedacht werden? (…) Im Hinblick auf die spezifische Frage menschlicher Geschlechtlichkeit wäre hier zu monieren, daß die Vorstellung suggeriert wird, wir seien ohne körperliche Voraussetzungen und könnten über unser biologisches Geschlecht im Rahmen diskursiver Praktiken frei verfügen." (Nagl-Docekal 2000, 53-55) Wie oben erläutert wurde, können Normen, Handlungsregeln und soziale Strukturen nicht aus der biologischen Verfasstheit der Leiblichkeit abgeleitet werden, ohne in einen unhaltbaren biologischen Reduktionismus und naturalistischen Fehlschluss zu gelangen. Auf

der anderen Seite ist das Durchstreichen der Leiblichkeit ein ebenso problematischer Reduktionismus. Wenn davon die Rede ist, dass Diskurse zu Materie gerinnen (Butler), oder Diskurse Fleisch hervorbringen, so gilt es folgendes zu bedenken: „Fleisch ist vielmehr erst und nur dann vorhanden, wenn es Säugetiere gibt (…) Lebende Säugetiere und damit auch menschliche Organismen sind ja ohne Geschlechterdifferenz nicht zu denken: Damit Fleisch überhaupt vorhanden sein kann, müssen bereits weibliche und männliche Individuen für die Erhaltung der betreffenden Art gesorgt haben. (…) Es fällt auf, dass in concreto immer nur vom Menschen die Rede ist. Wie aber soll der Geschlechtsunterschied bei Tieren und Pflanzen gedacht werden? Wer die besagte Konstitutionsthese vertritt, gerät hier offenbar in einen Argumentationsnotstand: Strenggenommen müßte behauptet werden, auch die körperlichen Differenzen etwa zwischen Hennen und Hähnen seinen Effekte juridischer, medizinischer oder anderer ‚disziplinierender Normen', doch unterbleibt das wohl deshalb, weil kaum Plausibilität zu erzielen wäre. (…) Die naturphilosophische Hilflosigkeit des dekonstruktivistischen Denkens wird hier vollends deutlich." (Nagl-Docekal 2000, 56-57). Feministischer Kritik geht es um die Zurückweisung Ungerechtigkeit generierender Machtstrukturen. Um dies zu bewerkstelligen, ist es zielführend, die Kategorie „Sex" und „Gender" nicht vorschnell einzuebnen. Im Sinne Nagl-Docekals kommt es darauf an, „die Ebenen der empirischen Erkenntnis", einerseits, und der „Bewertung im Zeichen eines Machtanspruchs", andererseits, zu unterscheiden. „Die regulierenden Normen juridischer, medizinischer, disziplinierender oder ähnlicher Art, von denen behauptet wird, sie bildeten die maßgebliche Grundlage dessen, was wir als Naturgegebenheit auffassen, setzen – ganz im Gegenteil – ihrerseits Naturgegebenheiten immer schon voraus. Erst in Konfrontation mit einer bereits konstituierten Realität, sowie mit den darauf bezogenen Optionen des Handelns, kann überhaupt Interesse an ‚Regulierung' entstehen. Ohne die Frage, wie mit bestimmten Gegebenheiten handelnd umgegangen werden soll, gäbe es keine Normen. (…) Für eine plausible Zurückweisung sexistischer Politik ist es keineswegs erforderlich, die leiblichen Differenzen von Frauen und Männern zu bestreiten, sondern es gilt klarzustellen, daß und warum die Geschlechtszugehörigkeit bei der Entscheidung über Ausbildung, Einkommen, staatsbürgerliche Rechte, etc. keine Rolle spielen darf." (Nagl-Docekal 2000, 59-60) Nagl-Docekal gibt zu bedenken, dass auch ein überzogener Konstruktivismus am Denkort von Gender in einen unhaltbaren Naturalismus mündet. Auch die konstruktivistische These, „beruht letztlich auf einem naturalistischen Fehlschluß", weil davon ausgegangen wird, „daß die Vorstellung einer vorgegebenen leiblichen Differenz von Männern und Frauen Normen vermittelt, denen wir uns nicht entziehen können. (…)." (Nagl-Docekal 2000, 60). Nagl-Docekals Resümee: „Daß wir mit einem weiblichen oder männlichen

Körper zur Welt gekommen sind, sollte für uns nicht zur Folge haben, mit einem jeweils spezifischen Verhaltenskodex konfrontiert zu sein. Als Resümee dieser Debatte wäre somit festzuhalten: Wird die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ ernsthaft durchdacht, so resultiert die Forderung, dass „Mann“ und „Frau“ künftig keine Kategorien der sozialen Ordnung mehr bilden sollten.“ (Nagl-Docekal, 2000, 51)

Im ursprünglichen Sinne war Gender als das grammatikalische Geschlecht verstanden. Dieser Begriff wurde auch dazu verwendet, um aufzuzeigen, dass es noch eine weitere Dimension jenseits des biologischen Geschlechts gibt. Es sollte aber auch erwähnt werden, dass das biologische Geschlecht (Sex) nicht neutral gewertet wird, sondern immer auch schon in kulturelle, historische und gesellschaftspolitische Deutungen miteinbezogen ist (vgl. Buchhammer 2019). Judith Butler, die zum Kanon der Gender Studies gehört, geht noch einen Schritt weiter und stellt das biologische Geschlecht mit dem sozialen gleich: „Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) immer schon Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist.“ (Butler 1991, 24)

Doch – ist diese These Butlers haltbar, vor dem Hintergrund der Differenzierungen, die soeben von Herta Nagl-Docekal her erläutert wurden?

Butler versteht Gender als jenen Ort, wo Reglementierungsverfahren im Bereich der Medizin stattfinden, die im Namen der objektiven Naturwissenschaften walten, um den Anspruch einer Universalität zu erheben. Denkt man zum Beispiel an eine ärztliche Meinung, so ist diese immer eingewoben in gewisse Wertvorstellungen und gesellschaftliche Normvorstellungen. Auch diesbezüglich herrscht ein falscher Naturalismus, da die erzwungene Heteronormativität als Machtmittel eingesetzt wird, um Leute in ihrer freien Lebensweise einzuengen (vgl. Buchhammer 2019). Gender steht für das soziale Geschlecht und mittels dieser Begrifflichkeit soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass der menschliche Körper sich immer schon in einer kulturellen Deutung befindet. Unser Körper kann mit gesellschaftlichen Erwartungen und Normvorstellungen konfrontiert werden, aber wie ich diesen Körper präsentiere, wofür ich ihn verwende, hat einen Handlungsspielraum und ist daher eine Frage der Freiheit.

Um jene oben erwähnten medizinischen Maßnahmen zu kritisieren, ist es nicht notwendig, die biologische Vorgegebenheit (Sex) durchzustreichen. Im Sinne Nagl-Docekals wäre hier zu differenzieren zwischen der körperlichen Vorgegebenheit einerseits und der handelnden Bezugnahme auf die leiblichen Vorgegebenheiten (Gender) andererseits.

Gender ist die zentrale Kategorie innerhalb der Geschlechterforschung (vgl. Buchhammer 2019). Außerdem gibt es einen eigenen Forschungsbereich, die Gender Studies, die das soziale Geschlecht zum Zentrum ihrer Arbeit gemacht haben. Genderforschung setzt es sich zum Ziel, die gesellschaftliche Konstruiertheit der Gender-Normen kritisch zu befragen. Im Bereich der Philosophie ist die Frage des Zusammenhanges von Natur/Kultur, die mit dem Begriff Gender einhergeht, zentral. Denn auf diese Weise kann deutlich gemacht werden, dass man zwischen unterschiedlichen Ebenen differenzieren muss, nämlich der Ebene der sozialen Ordnung, die gesellschaftliche Normen mit sich bringt und der Ebene, die von leiblichen Bedingungen einer gewissen Natur des Menschen ausgeht (vgl. Nagl- Docekal 2000, 47). Es gilt zu differenzieren zwischen den leiblichen Vorgegebenheiten, mit denen Menschen auf die Welt kommen, und der handelnden Bezugnahme auf diese biologischen Vorgegebenheiten. Freiheit am Denkort von Geschlecht bedeutet auch handelnde Bezugnahme zu den gesellschaftlichen Gender-Normen. Eine Aufgabe dieser Arbeit besteht auch darin, zu zeigen, inwiefern sich die genderspezifischen Anforderungen und Geschlechternormen in den Körper einverleiben und schon ab der frühkindlichen Sozialisation weitergegeben werden (vgl. Nagl-Docekal 2008, 455).

Ein wesentlicher Begriff in den Arbeiten von Judith Butler ist der Begriff des „Doing Gender“: dh. dabei geht es um die handelnde Gestaltung leiblicher Vorgegebenheit, wie wir handelnd performativ unsere geschlechtliche Existenz leben, ausdrücken.

Den Begriff des Undoing Genders bringt Butler später in ihren Arbeiten in die Debatte ein. Diese Handlung stellt sich gegen die vorgegebenen heteronormativen Normen und handelt gegen die herkömmlichen Raster. Die Ambiguität des Begriffs „Undoing Gender“ darf nicht übersehen werden, das macht die Subtilität in Butlers Begrifflichkeit aus. Undoing Gender bezeichnet einerseits einen Akt der Befreiung von Gender-Normen, die erdrückend sind. Gleichzeitig bezeichnet dieser Ausdruck aber auch die zerstörerische Macht der Gender-Normen. Gender-Normen können ein gelingendes, gutes Leben zerstören, auch das ist ein Aspekt von „Undoing Gender “. Der emanzipatorische Aspekt ist jener des performativen Sich-Befreiens aus den Rastern der Geschlechternormen. Diese Konzeption wird auch für die kommenden Kapitel wichtig sein, da es vor allem darum geht, eine Männlichkeit zu leben, die keine Angst davor hat, die Rolle des immer arbeitenden Broterwerbers aufzugeben und stattdessen mehr Zeit mit dem eigenen Kind zu verbringen. Durch den Begriff des Undoing Genders rückt auch die eigene Handlungsmöglichkeit ins Zentrum, wodurch man sich seine eigene Identität und seine Freiheit zurückholen kann. Butler schreibt diesbezüglich:

> „Manchmal kann eine normative Konzeption von Gender die Personalität auflösen, indem sie die Fähigkeit untergräbt, sich in einem lebenswerten Leben zu behaupten. Dann wieder kann die Erfahrung, dass eine normative Beschränkung aufgelöst wird, eine frühere Vorstellung davon, wer man ist, auflösen, nur um eine relative neue zu eröffnen, deren Ziel es ist, das Leben lebenswerter zu machen.“ (Butler 2009, 9)

Beispiele für solche Handlungen im Sinne des Undoing Genders wären Männer, die Nagellack verwenden, Frauen, die aufgehört haben, sich zu rasieren oder nicht nur im Bereich der Körperpflege auch Väter, die sich dazu entscheiden, für mehrere Monate in Karenz zu bleiben oder vielleicht sogar ihren Job aufgeben, da die Frau genügend verdient und somit der Vater sich um das Kind kümmern möchte.

Es kann also zusammengefasst werden, dass es aus moralischer Sicht falsch ist, körperliche Eigenschaften als Begründung für Qualifikationen, Aufgabenbereiche oder soziale Stellung zu verwenden. Stattdessen sollte die Leiblichkeit als ein Bereich der Freiheit verstanden werden, dass wir uns entscheiden können, wie wir leben und lieben wollen. Aus rechtsstaatlicher Perspektive ist darauf zu pochen, dass der Staat mittels der Gesetze die Freiheit der Menschen auch in Bezug ihr handelndes Bezugnehmen auf ihre Leiblichkeit schützt. Bezugnehmend auf Hannah Arendts Handlungstheorie wäre in diesem Zusammenhang zu argumentieren: Handelnd und sprechend bringen Menschen ihre Individualität zum Ausdruck. Damit sie das auch können, braucht es Gesetze, die ihre Freiheit schützen, und es braucht den Mut, sich kritisch mit erdrückenden, diskriminierenden Gender-Normen auseinander zu setzen. Um noch einmal Bezug auf das Zitat am Anfang des Kapitels zu nehmen, ist es gegenwärtig tatsächlich viel, was aus der Tatsache einer am Anfang stehenden Geschlechterdifferenz folgt. Dies werden auch die anschließenden Kapitel und Themenbereiche zeigen. Dennoch sollte das Ziel sein, soziale Normen einerseits und körperliche Geschlechtsmerkmale andererseits zu differenzieren (Sex und Gender), im Sinne von Herta Nagl-Docekal: Wenn über eine geschlechtergerechte Gesellschaft nachgedacht wird, wäre das Ziel, dass „Mann“ und „Frau“ keine Kategorien der sozialen Ordnung mehr sein sollten (vgl. Nagl-Docekal 2000, 51). Was dies für eine von Klischees befreite Idee von Vaterschaft bedeutet, möchte diese Arbeit entwickeln. Im nächsten Schritt wird eine kurze Skizze historischer Vorstellungen von Vaterschaft entfaltet.

4.0.Philosophisch-historische Entwicklung von Vaterschaft

Die Rollenbilder der Neuzeit haben ihren Ursprung bereits in der Antike (vgl. Matzner 2004, 134). Unter dem pater familias versteht man einen Patriarchen, der das Oberhaupt der Familie darstellt und einen autoritären Stil pflegt. Er genießt wirtschaftliche und politische Überlegenheit und hat gleichzeitig auch Pflichten gegenüber der eigenen Familie (vgl. Matzner 2004, 134). Die Bezeichnungen pater patriae und pater coeli zeigen, dass das Vaterbild über die Familie hinausgeht und bis in die Bereiche der Öffentlichkeit und der Religion reicht (vgl. Matzner 2004, 135). Diese dominante Stellung des Mannes hat seine Wurzeln in gewissen Traditionen der griechischen Philosophie:

Der Wiener Philosophin und Politikwissenschaftlerin Birgit Langenberger zufolge haben nach Platon Männer und Frauen zwar die gleichen Rechte, allerdings werden Frauen und Kinder in der Gemeinschaft von den Männern geteilt. Außerdem werden Männer als Frauen wiedergeboren, wenn sie sich zeitlebens untugendhaft verhalten haben. Da Frauen als hinterhältig, heimlich und schwätzerisch gelten, müssen sie von den Wächtern kontrolliert werden. Ähnliches lässt sich bei Aristoteles lesen. Auch bei ihm ist die Frau dem Hausherrn untergeordnet und wird mit den Sklaven auf eine Ebene gesetzt. Sie ist laut Aristoteles naturgemäß nicht rechtsfähig und unfrei (vgl. Langenberger 2017).

Bereits in der Antike gibt es also erste Anzeichen einer strikten Trennung des öffentlichen und privaten Raumes, die auch eine geschlechtliche Trennlinie impliziert. Diese Theorien gehen auf antike männliche Philosophen zurück, die die Frau als das schwächere, problematischere und gefühlsbetontere Geschlecht darstellen. Durch diese Definition wird indirekt ein überlegenes Bild des Mannes geschaffen, der die Kontrolle besitzt.

Der Vater als autoritäre Figur verliert allerdings ab dem 18. Jahrhundert durch die Aufklärung an Bedeutung (vgl. Matzner 2004, 139). Stattdessen baut der bürgerliche Vater eine zunehmend emotionale und fürsorgliche Beziehung zu seinem Kind auf, die in Einklang mit dem gefühlsbetonten Zeitgeist der Romantik steht. Erst im Zuge der Industrialisierungen werden körperbetonte Werte wie Härte und Stärke zentrale Merkmale der Männlichkeit (vgl. Stieglitz 2008, 96).

Indem der Vater des 18. Jahrhunderts seinen autoritären Führungsstil hinter sich lässt, spielt er zunehmend eine entscheidende Rolle in anderen Bereichen wie der Erziehung des eigenen Kindes. Pädagogische Texte werden von Vätern und für Väter verfasst, da die Mutter aufgrund ihrer starken Gefühle als nicht für fähig erachtet wird, die Erziehung zu übernehmen (vgl. Matzner 2004, 136). Der französische Philosoph, Pädagoge und Schriftsteller Rousseau

beschreibt die Aufgabenteilung zwischen Vater und Mutter in dem Erziehungsroman „Emile“ wie folgt:

> Wie die Mutter die wahre Amme ist, so ist der Vater der wahre Lehrer. […] Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat nicht das Recht, es zu werden. Weder Armut noch Rücksicht auf andere können ihn davon entbinden, die Kinder zu ernähren und selbst zu erziehen. (Rousseau 1963, 26 f)

In der Textpassage kommt es zu einer eindeutigen Aufgabenteilung. Während die Mutter hauptsächlich für das Stillen zuständig ist, ist der Vater dank seiner geistigen Überlegenheit dazu im Stande, das Kind zu erziehen und es zu belehren. Die These, dass die Mutter qua ihrer Biologie für die Ob- und Fürsorge des Kindes zuständig ist, spielt bis in die Gegenwart eine entscheidende Rolle. Die Arbeit von Rousseau hat einen erheblichen Einfluss auf die gesellschaftlichen Entwicklungen: Es entstehen immer mehr öffentliche Erziehungsinstitutionen und die väterliche Macht verliert stetig an Bedeutung (vgl. Matzner 2004, 104).

Kant argumentiert auch – in seiner vorkritischen Schrift *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* – im Sinne der herrschenden Geschlechterklischee-Vorstellungen. Doch gibt es bei Kant einen Unterschied. Er leitet nichts aus der Biologie ab, sondern bezieht sich auf die gängigen gesellschaftlichen Vorurteile seiner Zeit. „Man erwarte“, schreibt er, oder tiefes Denken „schickt sich nicht“ für Frauen (Kant 1977, 852). Wie sehr er sich kritisch auf Rousseau bezieht, zeigt folgende berühmte Fußnote in der *Schrift Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*: „Ich möchte wohl, um wer weiß wie viel, dasjenige nicht gesagt haben, was *Rousseau* so verwegen behauptet: *daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde*.“ (Kant 1977, 873)

Hinzu kommt auch die neubegründete Theorie der Geschlechtscharaktere, die beide Geschlechter noch stärker ausdifferenziert. Im Vergleich zu anderen Kategorien wie Klasse, Alter, Ethnie gewinnt das Geschlecht innerhalb der Gesellschaft zunehmend an Bedeutung. Die Folge ist, dass aus biologischen Eigenschaften psychologische Zustände abgeleitet und mit Hilfe der Wissenschaften gestützt werden (vgl. Kraft 2020).

Als prominentes Beispiel wird in den Gender-Studies immer wieder der Philosoph Johann Gottlieb Fichte herangezogen. Dieser entwickelt eine Theorie, so interpretieren einige Vertreter_innen der Gender-Studies die Theorien Fichtes, die zwar im Zuge der Aufklärung verfasst wird, jedoch wenig mit Werten wie Freiheit, Gleichheit und Vernunft zu tun hat: In

„Grundlagen des Naturrechts“ geht Fichte davon aus, dass es gravierende Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. Während die Frau das passive zweite Geschlecht darstellt, welches für die Liebe und die Schamhaftigkeit steht, ist der Mann das tätige und wollüstige Geschlecht, das den Großmut widerspiegelt (Fichte 2002, 231 ff.). Dieses hierarchische Verhältnis führt laut Fichte dazu, dass „diejenige, welche ihre Persönlichkeit mit Behauptung ihrer Menschenwürde hingibt, gibt notwendig dem Geliebten alles hin, was sie hat […]. Das geringste, was daraus folgt, ist, daß sie ihm ihr Vermögen und alle ihre Rechte abtrete, und mit ihm ziehe“ (Fichte 2002, 235 f.). Abgesehen davon, dass die Frau nicht nur zur Gänze finanziell abhängig vom Mann und in jeglicher Weise entrechtet wird, soll sie sich ihm auch „aufopfern“ und im Zuge ihres Naturtriebes „befriedigen“ (Fichte 2002, 233 f.). Dieses Zusammenspiel beider Geschlechter soll gemäß Fichte eine Komplementierung der Geschlechter darstellen, wodurch beide profitieren. Doch tatsächlich verdeutlicht es wohl eher eine ausgebeutete und untergeordnete Position der Frau, die dazu gezwungen wird, sich und ihre Rechte für ihren Mann aufzugeben. Nun wäre philosophisch zu fragen, ob die Werke Fichtes nicht auch eine andere Interpretation zuließen, ob eventuell Fichtes Geschlechtertheorien im Rahmen der Gesamtsystematik seines Werkes mit seinen eigenen zentralen Thesen kritisch befragt werden könnten. Für diese Untersuchung bleibt im Rahmen dieser Arbeit leider kein Platz, es sei nur der Vollständigkeit halber angesprochen.

Durch das Modell des rationalen Mannes auf der einen Seite und der gefühlsbetonten Frau auf der anderen Seite wird die gesellschaftliche Dichotomie einer politischen (männlichen) Öffentlichkeit und einer privaten (weiblichen) Familie andererseits gefestigt. Gleichzeitig werden Frauen der Zugang zu universitären Bildungseinrichtungen verwehrt, da dies nicht ihrer Natur entspräche, bzw. wie bei Kant, nicht den gesellschaftlichen Normen. Stattdessen konzentriert sich die sogenannte Mädchenbildung auf die Förderung weiblicher Eigenschaften und Aufgaben, wie Hausarbeit, Fürsorge und Erziehung (vgl. Kraft 2020).

Im Zuge der Industrialisierung kommt es indes zu gravierenden sozialen Veränderungen: Die außerhäusliche Arbeit führt dazu, dass der Hausvater nun zu einem Lohnarbeiter wird und seine familiären Pflichten und Aufgaben gezwungenermaßen der Ehefrau überlässt. Diese wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen sowie ein steigender Kult um die Mutter und um ihre häuslichen Aufgaben führen dazu, dass die Idee des liebenden und sorgenden Vaters im Sinne Rousseaus scheitert (vgl. Matzner 2004, 141 f). Der Mutter wird nun qua ihrer Biologie eine naturgegebene Fähigkeit zugesprochen, die es ihr ermöglicht, eine besondere Beziehung zum Kind aufzubauen. Der Essentialismus, der sich in diesem

Zusammenhang entwickelt, wird bis in die Gegenwart eine wichtige Rolle spielen, da er die Basis der stereotypen Aufgabenteilung zwischen Vater und Mutter bildet.

Ab dem 19. Jahrhundert kristallisiert sich eine Vaterfigur heraus, die sich aufgrund der Erwerbstätigkeit durch eine Abwesenheit und eine Distanziertheit charakterisieren lässt (vgl. Stieglitz 2008, 90). In Bezug auf Männerbilder treten Eigenschaften wie Körperlichkeit und Aggression in den Vordergrund und verdrängen den liebenden und sorgenden Vater (vgl. Stieglitz 2008, 96). Im zweiten Weltkrieg entsteht dann in weiterer Folge das neue Ideal der Kernfamilie, das sich aus erwerbstätigem Vater, Mutter (Hausfrau) und Kind zusammensetzte.

Als Frauen in der Nachkriegszeit die Arbeit der gefallenen und verletzten Männer übernehmen, fürchten Kritiker eine vaterlose Gesellschaft in Anlehnung an Freud und sprechen vom „Momism", der sich bei heranwachsenden Söhnen in einem auffälligen Verhalten äußern könnte, wie beispielsweise dem Auftreten vermehrter Kriminalität und Homosexualität (vgl. Stieglitz 2008, 98). Darüber hinaus würden wegen des Fortschritts im Bereich der Technik und der kapitalistischen Wirtschaft Entfremdungsprozesse entstehen, die negative Auswirkungen auf die Sozialisation der Kinder hätte (vgl. Matzner 2004, 148). Ins Zentrum der Diskussionen gerät der Ruf nach väterlicher Autorität (vgl. Matzner 2004, 147). Diese Befürchtungen zeigen die Angst, die eigene hegemoniale Stellung in der Gesellschaft zu verlieren. Ähnlich verhält es sich mit dem Narrativ der „Krise der Männlichkeit". Geht man von einer Krise aus, würde dies bedeuten, dass es ein Wesen der Männlichkeit gäbe, auf das man sich rückbesinnen sollte (vgl. Stieglitz 2008, 68). „Krise der Männlichkeit" könnte freilich auch bedeuten, dass man sich der zu rigiden Raster der Geschlechternormen bewusst werden könnte – im Sinne des Butler'schen „undoing gender". Der soeben geschilderte Rekurs auf die Geschichte hat gezeigt, dass weder Männlichkeit noch Vaterschaft eine starre und unveränderbare Entität darstellen, die unabhängig von den gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und historischen Veränderungen existieren kann.

Stattdessen hat sich gezeigt, dass die unterschiedlichen Leitbilder bezüglich Männlichkeit und Vaterschaft abhängig sind von äußeren Rahmenbedingungen wie philosophischen Strömungen, technologischen Fortschritten und Kriegen. Um die vermeintliche Krise als Chance zu sehen, wird in den letzten Jahrzehnten der Terminus „Neue Väterlichkeit" verwendet (vgl. Matzner 2004, 150). Er soll den Kontrast zu vorhergegangenen Väterbildern unterstreichen und steht für eine engagierte, liebevolle und aktive Vaterschaft (vgl. Matzner 2004, 150). „Neue Väterlichkeit: Wäre dies, auf der Basis dessen, was im Abschnitt über feministische Philosophie, unter Rückbezug auf Kants Moralphilosophie ausgeführt worden ist, nicht konsequent aus dem Sittengesetz herzuleiten: dass jeder Mensch, Männer,

Frauen, LGBTIQ-Personen, ein ganzes Leben lang lernen muss, im Sinne der Liebespflichten bei Kant, fürsorglich zu handeln, zärtlich, mit Empathie zu handeln? Im Sinne der Liebespflichten bei Kant: Menschen auf dem Weg in ihr selbstgewähltes Glück zu unterstützen. Für Väter hieße dies: Kinder zu unterstützen, eigenständige, glücksfähige Menschen zu werden, autonome Personen zu werden, die kompetent darin sind ihr Leben nach eigenen Kriterien zu führen?

Auch wenn der Begriff es mittlerweile bis in die Massenmedien geschafft hat, zeigt sich, dass die „neuen Väter" in der Realität immer noch eine Minderheit darstellen: Umfasst der Begriff jene Väter, die primär verantwortlich sind für das Kind, dann handelt es sich um eine geringe Zahl an Vätern, die derzeit in Elternzeit sind und um eine noch geringere Anzahl an Vätern, die als Hausmann tätig sind, während die Ehefrau einer Lohnarbeit nachgeht (vgl. Matzner 2004, 151).

Die rezenten, oft sehr heftig geführten Debatten zeigen, dass es kein einheitliches Verständnis von moderner Vaterschaft gibt. Es wird sich noch im Laufe der Arbeit verdeutlichen, dass der neue Vater auch mit einer pejorativen Feminisierung des Mannes in Zusammenhang gebracht wird, da Werte wie Zärtlichkeit, Liebe und Nähe als unmännlich gelten (vgl. Matzner 2004, 155). Könnte es hilfreich sein, in die rezenten wissenschaftlichen Debatten um Väterlichkeit philosophische Differenzierungen einzubringen, wie eben in dieser Arbeit kurz angesprochen, Kants Moralphilosophie und die darin entwickelten subtilen Ausdifferenzierungen von Moralität als eine Haltung, alle Menschen als selbstzwecksetzende Personen anzuerkennen (darin sind alle Menschen als gleiche anzuerkennen) und jede Person in ihrer Individualität im Sinne der Liebespflichten mit Zärtlichkeit und Empathie auf dem selbstgewählten Weg ins Glück zu unterstützen?

Für den modernen Mann ist das vorherrschende gesellschaftliche Verständnis von Männlichkeit bezüglich seiner aktiven Vaterrolle ein Hindernis. Was bräuchten Männer in den heutigen Gesellschaften, um sie darin zu bestärken und zu ermutigen, zärtliche, empathiefähige, sich der Care-Arbeit nicht verweigernde Männer/Väter zu sein?

Ziel dieses historischen Rückblickes ist es, die gesellschaftlichen Ideale, Normen und Ordnungen der jeweiligen Epochen zu skizzieren, um die Grundlagen gegenwärtiger Theorien zu verstehen, ohne die vielfältigen Lebensweisen zu ignorieren.

Das nächste Kapitel befasst sich mit dem Verständnis von Vaterschaft aus einer zeitgenössischen Perspektive.

4.1 Gegenwärtiges Verständnis von Vaterschaft in Österreich

In Österreich gibt es seit 1990 die gesetzliche Regelung einer Väterkarenz und seit 2004 auch einen Rechtsanspruch (vgl. Tragler 2018a). Doch in der Realität scheint diese Möglichkeit noch keinen großen Anklang gefunden zu haben: Denn die ausbezahlten Kinderbetreuungsgeldtage, welche im Jahr 2018 in Österreich von Männern in Anspruch genommen wurden, umfassen derzeit fünf Prozent (vgl. Tragler 2018a). Die entscheidende Frage ist daher, worauf diese Trägheit einer aktiven Vaterschaft zurückzuführen ist.

Laut der Wiener Soziologin Schmidt basiert die Passivität auf der Vorstellung, dass die Rolle des Vaters mit der Idee des primären Familienernährers einhergehen muss (vgl. Tragler 2018a). Selbst bei modernen Paaren, die Wert auf Gleichberechtigung legen, hat die Geburt des Kindes einen negativen Effekt: Sie kippen in alte traditionelle Rollenklischees und verlieren das Ziel eines geschlechtergerechten Zusammenlebens aus den Augen (vgl. Stajic 2016). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer „Retraditionalisierung“ (vgl. Bruckner, 2019).

Ebenso hat die österreichische Geschichte einen Beitrag geleistet, welches Frauen- und Mutterbild sich durchsetzt. Denn durch die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert und durch die nationalsozialistische Propaganda konnte keine fortschrittliche Gesellschaftspolitik betrieben werden; viel eher wurde das Bild des kämpferischen Mannes an der Front und der guten Mutter und Hausfrau verstärkt und ausgebaut (vgl. Stajic 2016).

Eine weitere wichtige Rolle übernimmt der politische Katholizismus in Österreich. Dieser definiert sich durch wertkonservative Einstellungen und teilt der Frau in erster Linie die Rolle der Mutter zu (vgl. Stajic 2016). In anderen Ländern, wie zum Beispiel in Frankreich, hat die Religion weniger Einfluss auf gesellschaftliche Strukturen, da es sich um einen laizistischen Staat handelt.

Dass die Politik diese Geschlechterdynamik verstärkt hat, zeigt sich am Karenzmodell: Da es lange Zeit zu wenige Betreuungsplätze für Kinder in Österreich gab, entschied man sich für die politische Lösung, lange Karenzmodelle zu entwickeln, die es den Müttern ermöglichten, über Jahre bei den Kindern zu bleiben, so die Soziologin Sardavar (vgl. Mayr 2014). Solche politischen Entscheidungen hatten Auswirkungen auf die Lebenswelt der Frauen und die normativen Vorstellungen der Mutterrolle: So sind über 50% der österreichischen Bevölkerung dagegen, dass Mütter arbeiten gehen, wenn die eigenen Kinder unter drei Jahre sind (vgl. Mayr 2014). In anderen europäischen Ländern gibt es gegenteilige Meinungen: So wie in Belgien beispielsweise, wo man als Mutter zur Rechenschaft gezogen wird, wenn man länger als vier Monate beim Kind zu Hause bleibt (vgl. Tragler 2018). Denn in Belgien gibt es

die Rahmenbedingungen, die die Rückkehr an den Arbeitsplatz ermöglichen. Krippen stehen ab vier Monaten zur Verfügung und die Kinder werden zum Stillen auch an den Arbeitsplatz gebracht (vgl. Tragler 2018).

Die Antwort auf die Frage, warum eine aktive Vaterschaft in Österreich noch nicht breitenwirksam geworden ist, lässt sich daher folgendermaßen erklären: Es gibt immer noch strukturelle (politische, wirtschaftliche und religiöse) Rahmenbedingungen, die gleichzeitig kulturell konstruierte, ideologisierte Normvorstellungen von Elternschaft bedingen bzw. erzeugen und dadurch das Verständnis der Gesellschaft von Vater- und Mutterschaft nachhaltig prägen. Inwiefern der öffentliche Diskurs Auswirkungen auf das Erleben der Vaterrolle hat, zeigt auch die Arbeit des deutschen Soziologen Martin Schröder. Er untersuchte den Zusammenhang von Arbeitspensum und persönlicher Zufriedenheit (vgl. Novotny 2018). Seine Ergebnisse zeigten, dass bei Vätern die Zufriedenheit steigt, je mehr sie arbeiten. Genauer gesagt, empfinden sie die größte Zufriedenheit, wenn sie eine 50-Stunden-Woche haben. Für Mütter hingegen hängt die Lebenszufriedenheit nicht von der Arbeitszeit ab. Für seine Studie wurden mehr als 57 000 Personen befragt. Schröder zufolge lässt sich diese Tendenz dadurch erklären, dass die traditionellen Rollenbilder des vollzeitarbeitenden Familienernährers verinnerlicht wurden, um den gesellschaftlichen Ansprüchen zu entsprechen (vgl. Novotny 2018).

Hier muss auch kurz auf die ökonomische Situation hingewiesen werden: da der Gender Pay-Gap eine harte Realität ist, entscheiden Paare sich dazu, dass der Vater arbeiten geht (höheres Gehalt) und die Mutter beim Kind bleibt. Daran wird deutlich, dass durch ökonomische Schieflagen verkrustete Gender-Rollen zementiert werden (siehe weitere Ausführungen in späteren Abschnitten dieser Arbeit).

Formuliert man diese Konsequenz etwas zugespitzt, dann heißt dies, dass es einfacher ist, stereotype Idealvorstellungen zu übernehmen, anstatt sie in Frage zu stellen oder sich gar gegen sie zu entscheiden. Dieses Beispiel verdeutlicht, was für eine wichtige Rolle Fragen der Zugehörigkeit, der Akzeptanz und der Identität in Bezug auf die persönliche Vaterrolle haben. Die Idee des vollzeitarbeitenden Familienernährers bildet in diesem Kontext eine hegemoniale Männlichkeit, die es anzustreben gilt. All jene Männer, die eine gewisse Unzufriedenheit beschreiben, wenn sie nicht Vollzeit arbeiten, stellen die von Connell beschriebene Komplizenschaft dar, da sie das System erhalten und es durch ihre eigene Lebenspraxis verkörpern wollen. Die Theorie der hegemonialen Männlichkeit wird im nächsten Abschnitt genauer behandelt.

Kritiker könnten nun einwenden, dass diese empirische Studie zeigt, dass Männer zufrieden sind mit dem klassischen Rollenbild und dass dies der Beweis dafür ist, dass es keine Veränderung braucht. Es stimmt, dass die Empirie den Zustand der Welt beschreibt, aber sie gibt keine Auskunft darüber, wie diese Welt sein sollte und welche teilweise unbewussten Mechanismen dem Ist-Zustand zugrunde liegen. Es würde einem naturalistischen Fehlschluss gleichkommen, wenn man den Zustand nicht verändern will, da die Welt nun einmal so ist und nicht anders.

Dies führt zu der Begründung, warum diese Arbeit sich mit philosophischer Ethik befasst (siehe die Abschnitte zu feministischer und Gender-Ethik, in dem auch ganz kurz auf Kants Ethik Bezug genommen wurde), die sich mit der normativen Frage des Sollens beschäftigt. In der Tugendlehre entwickelt Kant auch die Tugendpflichten gegen sich selber, und da spricht er von der Pflicht der ehrlichen, aufrichtigen Selbstreflexion. (§ 14: Erkenne, erforsche dich selbst, prüfe dein Herz, ob es gut oder böse sei, so Kant. (1977 (a), 576) Hier lernen wir von Kant, dass es auch eine moralische Pflicht sich selber gegenüber gibt, die eigenen Motive und Intentionen zu ergründen, wiewohl Kant, avant la lettre Freud vorwegnehmend, genug Menschenkenntnis besitzt, um zu wissen: „Die Tiefen des menschlichen Herzens sind unergründlich. Wer kennt sich gnugsam, wenn die Triebfeder zur Pflichtbeobachtung von ihm gefühlt wird, ob sie gänzlich aus der Vorstellung des Gesetzes hervorgehe, oder ob nicht manche andere, sinnliche Antriebe mitwirken, die auf den Vorteil (oder zur Verhütung eines Nachteils) angelegt sind und bei anderer Gelegenheit auch wohl dem Laster zu Diensten sein könnten.“ (Kant (a) 1977, 583) Was Kant hier betont ist, einzusehen, dass Menschen niemals gänzlich über ihre Motive Klarheit haben können, wiewohl: anstrengen müssen wir Menschen uns schon, uns in aufrichtige Selbstreflexion einzuüben. Das moralische Gesetz sagt uns klar, was von uns als Menschen verlangt ist: alle Menschen als Zweck an sich selbst zu achten, und jedem Menschen mit Empathie zu begegnen, Menschen auf ihrem selbst gewählten Weg ins Glück so gut wir können, zu unterstützten. Das bedeutet in Bezug auf Väterlichkeit: die Kompetenz der Empathie, der Zärtlichkeit, der Liebesfähigkeit zu entfalten. Die blinden Flecken gilt es aufzudecken, sodass sich Väter dann mit bestem Wissen und Gewissen für oder gegen eine aktive Vaterschaft, die nicht mehr auf stereotypen Rollenbildern basiert, entscheiden können. Ein weiterer Vorteil dieser Reflexionsarbeit ist, dass sie es Vätern ermöglicht, eine neue Vaterrolle zu entwickeln, die nicht mehr auf tradierten und veralteten Vorstellungen basiert, sondern eine Zukunft vor Augen hat, die sich nicht über Macht und Dominanz definiert, sondern über Empathie, Geschlechtergerechtigkeit, Freiheit und Vielfalt.

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden die Entwicklungen einer Männlichkeitsforschung dargestellt, sowie die Strömung der kritischen Männlichkeitsforschung, deren zentrale philosophische Urteile und Ergebnisse am Beispiel der hegemonialen Männlichkeit und der toxischen Männlichkeit festgehalten wird.

5.0 Die Entstehung der Männlichkeitsforschung

Der akademische Bereich der Men's Studies, der als „die kritische, sozial- und kulturwissenschaftliche Analyse von Männern und Männlichkeiten" verstanden werden kann, wurde ab den 1960er Jahren im angloamerikanischen Raum begründet und hat mittlerweile auch in Europa Fuß gefasst (Stieglitz 2008, 33). Ihren Ursprung haben die Men's Studies allerdings in der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die sowohl theoretische Vorarbeit leistete als auch inhaltliche Stützpunkte lieferte (vgl. Stieglitz 2008, 34). Die gemeinsame Vergangenheit erklärt auch die Nähe der Männerforschung zum Feminismus, wenngleich es auch andere identitätssuchende Bewegungen gab, die zeitgleich entstanden sind und antifeministischer, konservativer und sexistischer Natur waren. Von solchen Gruppierungen und Ansichten distanziert sich diese Arbeit.

Die Men's Studies können in zwei unterschiedliche Phasen unterteilt werden: in der ersten Phase, welche bis Anfang der 1990er Jahre andauerte, wurde das inhaltliche Fundament gelegt und es wurde Ausschau nach „Vorbildern und Vorläufern" gehalten (Stieglitz 2008, 35). Ein weiteres Kennzeichen dieser Phase war, dass der Fokus auf Lebensrealitäten von Männern lag, die aus der weißen Mittelschicht der Gesellschaft kamen (vgl. Stieglitz 2008, 36).

Erst ab den 1990er Jahren wurde Männlichkeit als divers und dynamisch verstanden und Kategorien wie Ethnie, Klasse etc. wurden in den Diskurs mit einbezogen (vgl. Stieglitz 2008, 36). Des Weiteren wurden die Men's Studies auch von Arbeiten innerhalb der Queer Studies und des Postkolonialismus beeinflusst (vgl. Stieglitz 2008, 37). Ein primäres Merkmal der zweiten Phase ist die veränderte Perspektive: Aus dem einheitlichen und starren Konzept der Männlichkeit entstand nun ein plurales Konzept, das nicht ausschließlich den Blick auf weiße, aus der Mittelschicht kommende Männer richtete (vgl. Stieglitz 2008, 37).

5.1 Die Rolle der Critical Masculinity Studies

Wie in dem Abschnitt zur feministischen Philosophie schon dargelegt, geht es feministischer Philosophie darum – um mit Herta Nagl-Docekal zu argumentieren: „(…) das

kritische Potential herauszuarbeiten, über das zentrale philosophische Teildisziplinen – von der philosophischen Anthropologie über die Ästhetik, die Vernunft- und Wissenschaftstheorie bis zur Rechtsphilosophie – verfügen. Mit Methoden philosophischer Analyse können die verbreiteten, tiefsitzenden geschlechterhierarchischen Vorstellungen präzise aufgezeigt und argumentativ zurückgewiesen werden, zum Beispiel in Form des Nachweises, dass sie auf einem naturalistischen Fehlschluss beruhen. Dieses kritische Potential kann freilich erst dann zur vollen Entfaltung gelangen, wenn thematisiert wird, dass und in welcher Weise diskriminierende Auffassungen auch im bisherigen ‚mainstream' philosophischen Denkens vielfältigen Ausdruck gefunden haben. Im Gegenzug", so Nagl-Docekal, „geht es mir darum, einsichtig zu machen, dass der Blickwinkel der Geschlechtergerechtigkeit zu einem selbstverständlichen Element der heutigen Philosophie werden sollte. Unterbleibt dies, sind für eine angemessene philosophische Auseinandersetzung mit den globalen Problemstellungen der Gegenwart die nötigen Voraussetzungen nicht gegeben." (Nagl-Docekal 2010, 113-114)

Beauvoir machte auch auf diesen blinden Fleck aufmerksam, indem sie vom weiblichen Geschlecht als dem zweiten Geschlecht sprach und auf diese Weise den Androzentrismus in der Denkgeschichte kritisch aufs Korn nahm. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich der Feminismus, der sich zum Ziel setzt, Frauen von gesellschaftlichen Zwängen zu befreien und eine gleichberechtigte Gesellschaft anzustreben. Auf dem Boden dieser kritischen Gesellschaftstheorie und Praxis von Feminismus und Gender-Forschung wird einsichtig, dass es auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff der Männlichkeit braucht. Sowohl die Frauenbewegung als auch feministische Theorien veränderten das männliche Rollenverständnis und beeinflussten bis in die Gegenwart die gelebte Praxis des Mannes (vgl. Stoller 2018, 169). Es handelt sich daher um eine sich gegenseitige beeinflussende Wechselbeziehung zwischen dem Verständnis von Mann und Frau bzw. von Vater und Mutter.

Die Wiener Philosophin Silvia Stoller ist ebenso davon überzeugt, dass die Philosophie das Thema der Männlichkeit noch nicht ausschöpfend untersucht hat (vgl. 2018, 158).

Wie bereits von Herta Nag-Docekal zitiert worden ist, wäre das Ziel einer geschlechtergerechten Gesellschaft, dass die Begriffe und die dazu gehörigen Klischeevorstellungen „Mann" und „Frau" in einer gerechten und solidarischen sozialen Ordnung keine Rolle mehr spielen sollten.

Was es braucht, ist eine interdisziplinäre Zusammenarbeit feministischer Philosophie auf der einen Seite und kritischer philosophischer Maskulinitätsforschung auf der anderen Seite, um ein ganzheitliches Verständnis zu generieren, das die Ziele weiblicher als auch

männlicher Emanzipation verfolgt. Stoller nennt dieses Vorhaben eine feministische Maskulinitätsstudie (vgl. Stoller 2018, 169).

So wie Frauen darunter leiden, dass sie nicht dieselben Rechtsansprüche haben wie Männer, gibt es auch innerhalb des männlichen Geschlechts konstruierte Männlichkeitsideale, Rivalitäten und Machtgefälle, die hinderlich sind, Männlichkeit und in weiterer Folge Vaterschaft in ihrer Diversität auszuleben. Auf den Begriff der hegemonialen Männlichkeit wird in diesem Kapitel noch näher eingegangen. Männlichkeit steht also in wechselseitiger Beziehung zu dem der Weiblichkeit, es handelt sich daher um eine relationale Kategorie (vgl. Stoller 2018, 158). Anders formuliert wird der Mann darüber definiert, was die Frau nicht ist und umgekehrt.

Unser gegenwärtiges Verständnis von Männlichkeit wurde erst im 19. Jahrhundert entwickelt als die Geschlechtscharaktere definiert wurden (vgl. Connell 2015, 120).

Der amerikanischen Soziologin Raewyn Connell zufolge gibt es eine zentrale Strategie, die angewendet wird, um einen Mann als solchen zu identifizieren (vgl. Connell 2015, 120).

Als „das Grundprinzip von Männlichkeit“ nennt Connell „essentialistische Definitionen“ (2015, 120). Solch ein Essentialismus basiert auf vermeintlichen naturgegebenen Unterschieden zwischen Mann und Frau. Als Beispiele können die bereits oben erwähnten Ansätze von Fichte und Aristoteles dienen und mit weiteren Vertretern ergänzt werden, die dem Mann bestimmte (vorteilhafte) Wesenszüge qua Geschlecht zuweisen. So definiert sich bei Aristoteles der Mann durch die Freiheit und die Muße und bei Simmel durch das Objektive (vgl. Langenberger 2017). Im Umkehrschluss definieren Eigenschaften wie Unfreiheit oder Abhängigkeit, Emotionalität und Subjektivität bzw. Privatheit die Frau. Mittels dieser naturalisierten Geschlechterdifferenz wird eine komplementäre und gleichzeitig diametrale Dichotomie hergestellt, die Mann und Frau gegeneinander ausspielen (vgl. Newmark 2010, 41). Hier ist eine präzise Definition des Begriffs „Dichotomische Geschlechterordnung“:

> Dichotomische Geschlechterordnung benennt die Tatsache, dass das Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit erstens andere Geschlechter nicht zulässt und zweitens den beiden Geschlechtern einander entgegengesetzte Bereiche zuweist, in denen jeweils ein festes Set von Eigenschaften Aussehen, Arbeitsbereichen etc. enthalten ist (AK.FE.In 2019, 35).

Auch hier ist wieder zurückzugreifen auf das bereits Ausgeführte: Dass Menschen unterschiedliche körperliche Ausstattungen haben, darf nicht bedeuten, dass aus dieser leiblichen Differenzierung soziale Normen abgeleitet werden. Wenn „Konstrukt der

Zweigeschlechtlichkeit“ bedeutet, dass die biologische Verfasstheit der Körper durchgestrichen wird, wäre das ein unhaltbarer Reduktionismus. Wenn dies aber bedeutet, dass die aus der körperlichen Beschaffenheit abgeleiteten Gender-Rollen gesellschaftlich konstruiert sind und dass dieses Konstrukt kritisch zu hinterfragen ist, dann liegt darin emanzipatorisches Potential. Connell kritisiert an diesem Vorgehen dessen Willkürlichkeit (vgl. 2015, 121).

Connell fasst Männlichkeit als „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur (2015, 124).“ Einen wesentlichen Beitrag für die kritische Männlichkeitsforschung leistete die Soziologin Reawyn Connell in erster Linie mit ihrem Ansatz der hegemonialen Männlichkeit. Dieses Konzept soll nun vorgestellt und elaboriert werden.

5.2 Hegemoniale Männlichkeit

Der Ansatz der hegemonialen Männlichkeit beschreibt ein Modell, das sich mit den Auswirkungen männlicher Dominanz auseinandersetzt (vgl. Stieglitz 2008, 42). Das Innovative an dieser Theorie ist, dass Männlichkeit als eine Pluralität verstanden wird, die nicht nur auf das weibliche Geschlecht Macht und Druck ausübt, sondern innerhalb des eigenen Geschlechtes eine Hierarchie und ein Gefälle aufdeckt, wodurch Männer aufgrund ihrer sexuellen, kulturellen oder ökonomischen Andersheit, die nicht dem Ideal von Männlichkeit entspricht, an den Rand gedrängt und unterdrückt werden (vgl. Stieglitz 2008, 42).

Der Begriff der Hegemonie geht auf den marxistischen Philosophen und Schriftsteller Antonio Gramsci zurück und stellt eine „gesellschaftliche Dynamik“ dar, „mit welcher eine Gruppe eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrechterhält“ (Connell 2015, 130). Connell beschreibt das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit mit folgenden Worten:

> Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriachats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll) (Connell 2015, 13).

Der Begriff der Konfiguration soll eine prozesshafte Entwicklung darstellen, die nicht statisch ist, sondern dynamisch auf Einflüsse reagiert (vgl. Connell 2015, 125). Die australische

Soziologin versteht Männlichkeiten also als etwas Historisches, als ein System, das ständig wiederholt und bestätigt werden muss, um seine übergeordnete Position nicht zu verlieren (vgl. Prattes 2011, 41). Dieser Fokus auf die soziale Konstruiertheit, die eine fixe, einheitliche und unveränderbare Idee von Männlichkeit ausschließt, hebt Connells von vorhergegangenen Ansätzen ab.

Es kann also zusammenfassend resümiert werden, dass Männlichkeiten relational (zum männlichen als auch zum weiblichen Geschlecht) und kontextuell zu verstehen sind, da sie erst in sozialer Praxis - wie zwischenmenschlichen Beziehungen, Gesprächen etc. - und abhängig von der jeweiligen Situation unterschiedliche Konturen annehmen (vgl. Prattes 2011, 42). Hegemoniale Männlichkeit beinhaltet auch die unterschiedlichen Formen gelebter Männlichkeiten, denn ohne mannigfaltige Schattierungen könnte es keine Hierarchie geben. Die Tatsache, dass es ein dominantes Verständnis von Männlichkeit gibt, bedingt, dass es auch andere schwächere Konzepte geben muss. Dies erlaubt Connells Ansatz auf die Intersektionalität einzugehen und das Zusammenspiel von Ethnie, Klasse und sexueller Orientierung in ihrer Männlichkeitsforschung miteinzubeziehen (vgl. Prattes 2011, 43).

Nun soll auf die spezifischen Formen von Männlichkeiten näher eingegangen werden. Diese Formen stellen die jeweiligen homosozialen Beziehungen dar und bilden den Rahmen für innergeschlechtliche Hierarchien. Die bereits beschriebene Hegemonie stellt die oberste Spitze dar und verkörpert die repräsentierende Führungsposition. Ein Gegenstück dazu stellt die Unterordnung dar, die sich (vor allem) gegen metro- bis hin zu homosexuellen Männern richtet (vgl. Connell 2015, 131). Diese Unterordnung erfolgt durch verschiedene Praktiken, wie das Ausüben von Gewalt, politischen und kulturellen Ausschluss, sowie Diskriminierung in der Öffentlichkeit (vgl. Connell 2015, 132). Wenn hegemoniale Männlichkeit also das zu erreichende Ideal darstellt, dann steht Homosexualität an unterster Stelle der Hierarchie, da sie aufgrund ihrer Nähe zum Weiblichen zu verwerfen ist. Homophobe Praxis attackiert, beleidigt und beschimpft homosexuelle Männer dahingehend, dass ihnen eine unanständige und vor allem unmännliche Nähe zum Weiblichen unterstellt wird, die sie dadurch zu einem verweichlichten und unechten Mann machen, der als „Schwächling“ seitens der homosozialen Ordnung gezwungen wird, eine negativ konnotierte Opferrolle einzunehmen (vgl. Connell 2ß15,132).

Die soeben genannte Form der Unterdrückung erklärt auch, warum eine fürsorgliche, liebevolle und kompetente Vaterschaft bis dato noch nicht in der Öffentlichkeit etabliert, vorgelebt und akzeptiert wurde. Es besteht die Sorge, im Gegensatz zum männlichen Ideal

wahrgenommen zu werden und aufgrund einer aktiven Vaterschaft die eigene führende und übergeordnete Position zu verlieren.

Als weitere Form der Männlichkeit nennt Connell die Komplizenschaft. Den normativen Ansprüchen der hegemonialen Männlichkeit können nicht alle Männer entsprechen (vgl. Connell 2015, 133). Die wenigsten Männer schaffen es, der Idealvorstellung gerecht zu werden und „trotzdem profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, weil die an der patriarchalen Dividende teilhaben, dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (Connell 2015, 133). Beispiele für diese vorteilhafte Position sind der Gender Pay Gap, die ungleiche Verteilung von Männern und Frauen in Spitzenpositionen sowie politischen Ämtern etc.

Mit dem Analysekriterium der Intersektionalität wird auch Marginalisierung untersucht und Fragen der Klasse, der Herkunft und der Hautfarbe in den Diskurs miteinbezogen. Intersektionalität ist eine vergleichsweise junge Analysekategorie, die aufzeigt, dass die Tradition der intersektionalen Verschränkungen bis weit in die Vergangenheit zurückreicht.
Zum Beispiel kämpften die „White Southern Manhood“ nach dem amerikanischen Bürgerkrieg dafür, die Abschaffung der Sklaverei rückgängig zu machen, um ihre dominierende Position gegenüber der afroamerikanischen Bevölkerung zurückzuerobern (vgl. Stieglitz 2008, 95). Auch im öffentlichen Bereich durften afroamerikanische Männer nicht teilhaben: Während der jungen Republik verwehrte man ihnen Mitspracherecht in den USA, da die weiße Bevölkerung davon ausging, dass Afroamerikaner_innen keine republikanischen Kompetenzen aufweisen (vgl. Stieglitz 2008, 95). Als drittes Beispiel soll die Zeit während des Kalten Krieges dienen, wo die Kernfamilie zum Leitmotiv wurde und der Vater einen weißen Veteranen darstellte, der seine patriarchische Rolle innerhalb der Familie wiederfand (vgl. Stieglitz 2008, 98).

Der Soziologe Michael Meuser fügt die Arbeiten Connells mit Bourdieus Verständnis von männlicher Herrschaft zusammen, wodurch erstere „an theoretischer Substanz gewinnt“ (Meuser 2006b, 161). Meuser versteht unter hegemonialer Männlichkeit ein „generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit“ und fokussiert sich in seiner Arbeit auf die homosoziale Relation von Männern (2006b, 161). Nun soll die Theorie von Bourdieu näher erläutert werden:

Für Bourdieu bildet die Basis des männlichen Habitus die sogenannte libido dominandi, die das homo- und heterosoziale Handeln ermöglicht (vgl. Meuser 2006b, 163). Erst durch die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ unter Männern wird dieser Habitus geschaffen (Bourdieu 1997, 203). Diese Spiele sind eine Metapher für kompetitives und wettbewerbsfähiges Verhalten, das in der dominanten Person den Sieger sieht. Interessant ist, dass dieses Spiel der

Konkurrenz die Mitstreiter_innen nicht voneinander trennt, im Sinne einer hierarchischen Ordnung, sondern dass es auch den Zweck der solidarischen Bildung von Gemeinschaft hat (vgl. Meuser 2006b, 163). Kombiniert man diesen Ansatz mit Connell, dann ergibt sich aus dem Spiel des Wettbewerbs eine identitätsstiftende Kategorie, die das homosoziale männliche Gefüge anfeuert, den Zustand der Hegemonie zu stützen, zu verteidigen oder zu erreichen. In Bezug auf die Komplizenschaft kann diese libido dominandi eine handlungsmotivierende Funktion einnehmen. Auch Bourdieu versteht Männlichkeit als eine relationale Kategorie, die zur Abgrenzung gegenüber dem Weiblichen dient. Dadurch fungiert die libido dominandi als ein Schutzmechanismus: Bevor man selbst in die dominierte Position kommt, übernimmt man die der dominierenden Person, um seine eigene Überlegenheit zu definieren und zu schützen. Die dominierte Position gleicht einer Angst vor dem Weiblichen oder dem Vergleich mit dem Weiblichen und in weiterer Folge dem Verlust der Dominanz (vgl. Meuser 2006b, 163). Welche negativen Konsequenzen solch eine Angst vor dem Weiblichen haben kann, soll im nächsten Kapitel behandelt werden.

5.3 „Toxic“ Masculinity

Dieses Kapitel setzt sich mit dem Begriff „Toxic Masculinity“ auseinander. Der Begriff erfreut sich höchster Popularität und wird im populärwissenschaftlichen Bereich häufig verwendet. Da es sich um einen stark wertenden Begriff handelt, ist es umso wichtiger, zu verstehen, wofür er steht und worauf er hinweisen möchte. Es braucht eine sprachkritische Auseinandersetzung, da der Terminus unglücklich gewählt ist. Fehlt die gewisse Backgroundinformation, die es braucht, um den Begriff ganzheitlich verstehen zu können, kann dieser verletzend und abwertend verstanden werden. Es ist notwendig zu verstehen, dass man unter dem Terminus „toxische Männlichkeit“ keine leibliche Differenz versteht. Der Begriff „toxische Männlichkeit“ suggeriert, dass etwas in der Natur des Mannes korrumpiert sei. Dies aber ist eine unhaltbar biologistisch-reduktionistische Konzeption des Menschen. (In Analogie dazu „das blonde Gift“ für blonde Frauen) Auf Grund der Nähe zu naturalistischen Reduktionismen des Begriffs des Menschen sollte auf die Verwendung dieses Begriffs verzichtet werden. Zielführender für theoretische Grundlagen für gesellschaftspolitische Veränderungen ist es allemal, die Probleme und intersektional verflochtenen Unrechtsstrukturen jeweils detailliert zu benennen.

Denn auch in diesem Zusammenhang geht es darum, sämtliche Biologismen abzubauen, um auf die Handlungsmöglichkeiten hinweisen zu können. Der Terminus stellt keine bestimmte

Rolle des männlichen Geschlechts dar, sondern steht für eine wechselseitige „Interaktion der Geschlechter, in der das Toxische aus gegenseitigen Erwartungen und gemeinsam getragenen normativen Zwängen besteht, die sich auf weibliche und männliche normative Geschlechterrollen beziehen." (AK.FE.In 2019, 34) Dementsprechend ist es auch nicht Ziel des Terminus, Schuldzuschreibungen zu verursachen, da es sich um ein wechselseitiges Verhalten handelt, an dem sich sowohl Männer als auch Frauen gleichermaßen beteiligen. Diese Bezeichnung wendet sich daher nicht gegen Männer im Allgemeinen, sondern möchte darauf hinweisen, dass es eine spezielle Form der Männlichkeit gibt, die zur Selbstzerstörung und vermehrter Gewalt gegen sich selbst und andere führen kann (vgl. Pickert, 2019). So beschreibt Pickert toxische Männlichkeit als „ein (selbst)verletzendes Verhalten, das auf einer limitierten Version von Mannhaftigkeit basiert, die ohne jedes Problembewusstsein hauptsächlich um Macht, Gewaltausübung, sexuelle Eroberung, Status, Aggression und Kontrolle kreist. (2019)" Außerdem

> „ist die darin enthaltene Metapher problematisch, denn sie spielt auf den Bereich Krankheit/Gesundheit/Organismus an, der vor allem in der völkischen Ideologie für den „Volkskörper" benutzt wird. Dabei werden politisch missliebige Personen, Ideologien oder Ideen gerne als krankmachend, zersetzend und tödlich für den lebendigen Orgnaismus des „Volkes" dargestellt – eine historisch verfestigte Besetzung einer Metapher, die schlecht zu ignorieren ist." (AK.FE.In 2019, 32)

Von solchen moralisch verwerflichen Metaphern muss man sich distanzieren, da dieses Bild nicht in eine Welt passt, in der alle Menschen gleich zu behandeln sind und Massenmorde für das größte Verbrechen der Menschheit erachtet werden.

Das Problem solch einer Lebensweise ist nämlich, dass, wenn das gesamte Selbstbild auf der Idee von Stärke und Härte basiert, ist für Phasen der Sorge, der Angst oder der Schwäche, die mit negativen Gefühlen, wie Kummer, Traurigkeit oder Unglücklichsein etc. einhergehen, kein Platz (vgl. Maan 2018). Anstatt diese Gefühle zu akzeptieren und die (inneren) Konflikte auszutragen, werden sie ignoriert oder sogar negiert. Die österreichische Gesundheitsbefragung zeigt, was passiert, wenn Männer nie gelernt haben, zu ihren seelischen Problemen zu stehen und sich mit diesen auseinanderzusetzen: Im Vergleich zu Männern stehen doppelt so viele Frauen zu ihrer Depression, was dazu führen kann, dass mentale Erkrankungen bei Männern übersehen und tabuisiert werden können (Maan 2018). Ein Grund für diesen Unterschied könnte sein, dass Männer ein körperliches Verständnis von Gesundheit haben, das

weniger Wert auf die mentale Gesundheit legt, so die Sozialwissenschaftlerin Möller-Leimkühler (vgl. Maan 2018).

Doch der Frust verschwindet nicht einfach, stattdessen wird versucht, das Problem selbst zu lösen, anstatt sich Hilfe zu suchen: Alkoholabhängigkeit wird in Österreich zu mehr als 70% von Männern vertreten. Außerdem wählen beinahe viermal so viele Männer als Frauen den Freitod (vgl. Maan 2018). Aber diese problematische Art der Konfliktbewältigung richten Männer nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen Frauen: Im Jahr 2017 waren mehr als 80% der Opfer häuslicher Gewalt Frauen. Sexuelle Übergriffe werden ebenso häufiger von Männern begangen als umgekehrt (vgl. Maan 2018). Noch einmal muss erwähnt werden, dass der Terminus „toxische Männlichkeit" sich auf keine biologischen Reduktionismen bezieht, sondern, dass die problematische Normkonformität kritisiert wird, die (selbst-)zerstörerische Züge aufweise (vgl. AK.FE.In 2019, 34). Denn jedes heranwachsende Individuum bekommt Verhaltensweisen vermittelt und lernt durch Nachahmung und Imitation der Eltern wie es sich sozialisiert (AK.FE.In 2019, 33). Aus diesem Grund gibt es auch keinen genauen Zeitpunkt in der Erziehung oder im Leben eines Menschen, wo nun die toxische Männlichkeit eintritt. Stattdessen ist der Prozess fließend und kontinuierlich und hat das Ziel, unterdrückende Geschlechterordnungen fortzusetzen (AK.FE.In 2019, 33).

Auch wenn es in der Gesellschaft ein immer breiteres und diverseres Verständnis von Männlichkeit gibt, so hat das Bild des fiesen Machos, des herzbrechenden Bad Boys oder des harten Kraftpakets immer noch die Oberhand und stellt den Olymp von geballter und tougher Männlichkeit dar. Solch ein idealisiertes und einseitiges Bild von Männlichkeit wird durch Massenmedien, wie Film und Literatur verstärkt, konstatiert der Männerforscher May (vgl. Maan 2018). Man denke an Filme wie „James Bond", „Rambo" oder „Vier Fäuste für ein Halleluja", die laut Männerforscher May „hypermaskuline Männerfantasien" fördern (Misenberger 2017). Männer, die weinen oder andere Emotionen der Schwäche zeigen, sich nicht alles nehmen, was sie wollen, ihre Konflikte nicht ausschließlich mit Gewalt lösen oder sich nicht über ihre körperliche Überlegenheit identifizieren, werden in solchen Blockbustern nicht verkörpert. Die Tatsache, dass 90 Prozent aller verfilmten Drehbüchern von Männern geschrieben werden, verstärkt diese einseitige Perspektive (vgl. Sorority 2018). Die Gerichtsgutachterin und Psychiaterin Roßmanith stimmt dem zu und fügt hinzu, dass es neue, „gesunde Identifikationsfiguren" braucht, um sich von dem begrenzten, mangelhaften und stereotypen Bild von Männlichkeit zu lösen (Maan 2018).

Wie sich die soeben beschriebenen Männlichkeiten auf die Vaterrolle auswirken sollen, wird in der nächsten Passage behandelt werden.

5.4 Das Verhältnis von Männlichkeit und Vaterschaft

In diesem Kapitel sollen nun die Beziehung sowie die Unterschiede von Männlichkeit und Vaterschaft analysiert werden. Zunächst soll das soziale Verständnis von Vaterschaft untersucht werden.

Der historische Rückblick hat gezeigt, dass es im Laufe der Geschichte ein mannigfaltiges und diverses Bild der Vaterrolle gab. Gesellschaftliche Veränderungen wie die Industrialisierung und die beiden Weltkriege hatten großen Einfluss auf das Rollenbild. Dementsprechend kann zusammengefasst werden, dass nicht nur Männlichkeit, sondern auch Vaterschaft als eine dynamische und historische Kategorie zu verstehen ist und die Art und Weise, wie Vaterschaft verstanden wird, immer auch etwas über die Ideale und Normvorstellungen einer Gesellschaft verrät.

Rückt man nun die Männlichkeit ins Zentrum der Analyse, so gibt es einige Unterschiede zu vermerken: Die Konstruktion einer homogenen Männlichkeit geht auf die Begründung der Geschlechtercharaktere im 19. Jahrhundert zurück (vgl. Kraft 2020). Dieses Geschlechtsrollenkonstrukt beruht darauf, dass es ein in sich geschlossenes homogenes und hierarchisches System ist, welches allgemeingültige Werte repräsentiert. Das bedeutet aber auch, dass sozialer Wandel von außen keinen Einfluss auf Männlichkeit haben soll, da sonst die Vorstellung einer kontrollfähigen, heroischen, und gewaltverherrlichenden Männlichkeit ins Wanken gerät.

Erst Mitte des 20. Jahrhunderts wurde die autoritäre und patriarchische Praxis der Vaterrolle, durch die Frauen- und die Studentenbewegung hinterfragt und kritisiert. Durch diese revolutionäre Infragestellung der Geschlechterrollen kam es zu einer Verschiebung des Kräfteverhältnisses: Da Frauen zunehmend mehr Rechte und Freiheiten einforderten, mussten sich Männer nicht bloß mit dem Rollenbild des Mannes, sondern auch mit dem des Vaters auseinandersetzen und in weiterer Folge schrittweise ihre dominante Macht in Bereichen der Wirtschaft, der Politik und auch innerhalb der Familie abgeben.

Daher steht die paritäre Vaterschaft der Moderne in direktem Widerspruch zur klassischen Vaterrolle, die an das traditionelle Männlichkeitsbild der letzten 300 Jahre geknüpft ist. Auch wenn sich die Väter des 21. Jahrhunderts von ihrer Vergangenheit lösen und fortschrittlichere gerechtere Rollenbilder vorleben wollen, braucht dieser Bruch mit der tradierten Geschichte vor allem Mut, Entschlossenheit und Pionierarbeit.

In so einer Phase des Umbruchs befinden sich Männer heute. Viele Männer sind entschlossen, nicht mehr in den starren Rastern ihrer tradierten Geschlechtsrollenklischees gefangen zu

bleiben, wie vergangene Generationen vor ihnen. Wie aber ist das zu schaffen? Hier ist auch wieder auf die in einem vorderen Abschnitt entwickelte Moraltheorie zu verweisen: Moralität, wie sie hier entfaltet wird, ist Ermutigung zu autonomem, eigenverantwortlichem Handeln, und das bedeutet, Ermutigung dazu, überlieferte Rollenklischees zu überwinden.

Die Arbeiten der Soziologin Schmidt unterstreichen diese Tendenz, denn in Österreich äußern Männer den Wunsch, eine aktivere Rolle in der Familienarbeit einzunehmen, doch gleichzeitig hat sich kaum etwas im Verhalten geändert (vgl. Schmidt 2011, 35). Eine saloppere Formulierung wäre, dass Männer eine aktivere Vaterrolle anstreben wollen, diese aber nicht in der Realität umsetzen. Doch warum ist das so?
Ziel der nächsten Kapitel wird es daher sein, die Gründe für dieses Verhalten zu erforschen und mögliche Lösungsvorschläge zu nennen, damit Väter in Zukunft so handeln können, wie sie wollen und ihr Verhalten nicht an stereotype Normen koppeln müssen.

6.0 Gegenwärtige Herausforderungen

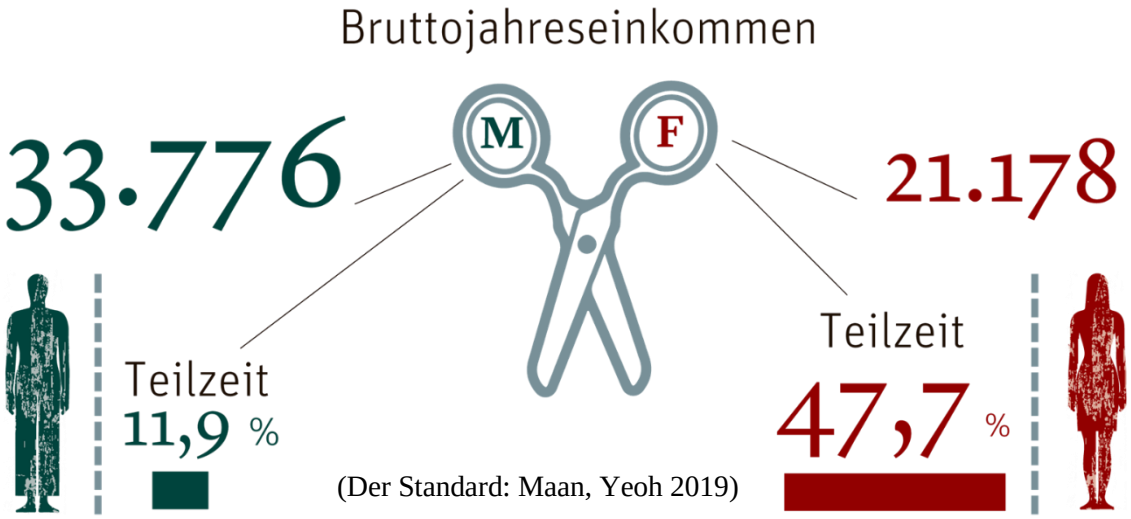
Die bisherigen Kapitel haben verdeutlicht, dass neben den persönlichen und gesellschaftlichen Vorstellungen einer gelebten Vaterschaft auch andere Rahmenbedingungen einen zentralen Stellenwert haben. Darunter fallen politische und wirtschaftliche Entscheidungen, die einen erheblichen Einfluss auf die Arbeitsaufteilung innerhalb der Familie haben. Die Problemfelder dieser Bereiche sollen daher im nächsten Abschnitt verortet werden und in einem weiteren Schritt sollen mögliche Lösungen besprochen werden.

6.1 Arbeit, Familie und Pension

Der Hauptgrund, warum überwiegend Mütter beim Kind zu Hause bleiben, ist immer noch der Gender Pay Gap (Tragler 2018). Da es in den meisten Fällen Männer sind, die mehr verdienen, entscheiden sich die jungen Familien dazu, dass der männliche Hauptverdiener weiterhin arbeiten geht. Dies führt dazu, dass junge Mütter nach der Karenz eine Teilzeitanstellung wählen. Doch anstatt Schritt für Schritt wieder mehr Stunden zu arbeiten, bleiben etliche Frauen teilzeitbeschäftigt: Die Zahl der vollzeitbeschäftigten Paare mit Kindern zwischen drei und sechs Jahren liegt bei nur neun Prozent (vgl. Tragler 2018).
Für die alternative Lösung, dass beide Eltern einer Teilzeiterwerbstätigkeit nachgehen, entscheiden sich nur sechs Prozent (vgl. Tragler 2018). Die Folgen dieser unausgeglichenen Aufteilung sind verheerend. Denn so wie Teilzeitarbeit ein größtenteils weibliches Phänomen

ist, das auf 77 Prozent der erwerbstätigen Frauen in Österreich zutrifft, betrifft das Problem der Altersarmut ebenso vor allem Frauen (vgl. Bohrn Mena 2019).

Was das Problem der Altersarmut genau bedeutet, wird nun genauer erläutert: Ende 2018 lag die durchschnittliche Pension für Männer bei 1639 Euro. Bei Frauen lag sie hingegen bei 918 Euro pro Monat, was eine Differenz von über 700 Euro ausmacht (vgl. Bohrn Mena 2019). Dieser Unterschied ist darauf zurückzuführen, dass Frauen während der Babypause nicht in die Pensionsversicherung einzahlen und dadurch an Erwerbsjahren verlieren. Ein weiterer Grund ist, dass es vor allem Frauen sind, die im Niedriglohnsektor tätig sind (vgl. Yeoh 2020). Ebenso spielt das gesetzliche Pensionsantrittsalter eine Rolle, das sich je nach Geschlecht unterscheidet: Männer gehen im Alter von 65 Jahren in Pension, während Frauen im Alter von 60 Jahren die Pension antreten können (vgl. Der Standard 2020). Addiert man all jene Faktoren



(Der Standard: Maan, Yeoh 2019)

zusammen, entsteht eine Differenz der Beitragsjahre bezüglich der Alterspension zwischen Männer und Frauen von insgesamt 10 Jahren (vgl. Bohrn Mena 2019). Kommt es im Laufe der Zeit zu einer Scheidung, was fast die Hälfte der verheirateten Paare betrifft oder verstirbt der Partner früher, droht den Frauen der finanzielle Zusammenbruch. In Österreich besteht der Prozentsatz der Alleinerziehenden zu 94 Prozent aus Frauen (Yeaoh et al. 2019).

Fasst man diese Komponenten zusammen, lässt sich zeigen, dass Frauen (69%) ab 65 Jahren in Österreich wesentlich armutsgefährdeter sind als Männer (31%) und dass dieses Problem systemimmanenter Natur ist, so die Ökonomin Babos (vgl. Bruckner 2019). Diese Zahlen bezeugen, dass selbst im 21. Jahrhundert das Geschlecht ein zentraler Motor für soziale Ungerechtigkeit ist und dass unbezahlte Care-Arbeit als ein Synonym für Frauensache verstanden wird. Es kann also festgehalten werden, dass die bisherigen sozioökonomischen Maßnahmen geschlechtsbezogene Ungleichheiten nicht ausgleichen konnten. Denn wenn Teilzeitarbeit nicht mehr ein weibliches Phänomen sein soll, dann braucht es im Umkehrschluss

mehr Männer, die die Sorgearbeit übernehmen. Um dies zu erreichen, muss sich die Arbeitszeit von Männern verkürzen, um Frauen auch die Möglichkeit zu geben, berufliche aufzusteigen (vgl. Bauer 2007, 84).

6.2 Fragen der Vereinbarkeit

Die soeben beschriebenen Faktoren führen auch dazu, dass Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu einem Thema wird, das hauptsächlich Frauen betrifft. Männer fokussieren sich einstweilen auf die Aufgaben des Hauptverdieners. Da Frauen sich aber nicht mehr ausschließlich über ihr Hausfrauendasein definieren und mittlerweile selbst Karriere machen wollen, entscheiden sie sich immer später für eine eigene Familie (vgl. Kutter 2013). Denn für Frauen bedeutet die Gründung einer Familie gleichzeitig, dass sie ihre beruflichen Ambitionen zurückschrauben müssen. Dass man sich also entweder für die Karriere oder für eine Familiengründung entscheidet und somit nicht beides in gleichem Maße ausleben kann, ist ein Problem, mit dem vorwiegend Frauen konfrontiert werden. Manuela Vollmann, die Geschäftsführerin der ABZ* Austria, das sich für die Gleichstellung in der Wirtschaft einsetzt, stimmt dem zu und kritisiert, dass die Vereinbarkeit seitens der Politik zu sehr in den privaten Bereich gedrängt wird (vgl. Stajic 2016).

(Der Standard 2019a)

Die Ökonomin Mader hat untersucht, wie es zu einer Entscheidungsfindung im Haushalt kommt und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass es in Europa „prototypische Zuständigkeiten“ gibt: Während Frauen sich um die Organisation des Alltags, wie beispielsweise Einkäufe und Kinderbetreuung kümmern, übernehmen Männer all jene finanziellen Ausgaben, „die den Haushalt als Ganzes nach außen repräsentieren“ (Adenberger 2019). Das heißt also, dass es auch innerhalb der familiären Aufteilung eine klare Trennung des privaten und des öffentlichen Bereiches gibt, der sich an der Geschlechtergrenze orientiert. Gleichzeitig dementiert sie die gängige Meinung, dass Frauen besser verhandeln müssten, damit die Aufgabenverteilung im

Haushalt besser aufgeteilt wird (vgl. Adenberger 2019). Denn die Entscheidungen, die im privaten Raum getroffen werden, sind abhängig von äußeren Faktoren und gesellschaftlichen Strukturen (vgl. Adenberger 2019).

In der ökonomischen Theorie geht man von einem Zusammenhang zwischen dem Anteil, den jemand im Haushalt an unbezahlter Arbeit macht und der persönlichen Verhandlungsmacht aus (vgl. Adenberger 2019). Die Aufteilung im Haushalt steht in direktem Zusammenhang zum Einkommen. Daher ergibt sich die These, dass Personen, die mehr verdienen auch die bessere Verhandlungsbasis haben und dementsprechend weniger unbezahlte Hausarbeit verrichten müssen. Die ökonomische Theorie unterstreicht die Tatsache, dass Männer eine größere Entscheidungsfreiheit genießen, da sie mehr verdienen und somit weniger Care-Arbeit leisten. Würde es die Gesellschaft schaffen, dass diese unbezahlte Arbeit im Haushalt besser aufgeteilt wird, dann hätten Frauen auch die Chance, sich eine Existenz aufzubauen, die ihnen finanzielle Unabhängigkeit ermöglicht und könnten früh genug damit beginnen, in das Pensionssystem einzuzahlen (vgl. Adenberger 2019).

6.3 Väterkarenz und Unternehmenskultur

Ob man als Vater in Karenz gehen kann, hängt nicht nur von den eigenen Präferenzen ab, sondern auch stark vom Arbeitgeber und der jeweiligen Unternehmenskultur (vgl. Adenberger 2019a).

Die meisten Unternehmen pflegen eine traditionelle Einstellung gegenüber der Rollenaufteilung, was dazu führt, dass jungen Vätern der Zugang zur Karenz erschwert wird (vgl. Adenberger 2019a). Etliche Männer fürchten, dass ihnen durch die Karenz Aufstiegsmöglichkeiten verwehrt sind oder, dass es sogar zu einer Kündigung kommen kann (vgl. Der Standard 2012). Manche Väter, die eine Karenz wählten, berichten sogar von Mobbingfällen am Arbeitsplatz (vgl. Der Standard 2012). Innerhalb der Privatwirtschaft gibt es die meisten Fälle von Diskriminierung aufgrund einer aktiven Vaterschaft, so Pöcheim, die Leiterin des Referats für Frauen und Gleichstellung in der Arbeiterkammer Steiermark (vgl. Der Standard 2012). Dieser Zugang könnte auch eine Erklärung dafür sein, warum die Karenzphasen der Männer umso vieles kürzer sind als die der Mütter: Dauert die Karenzzeit des Mannes länger als zwei Monate, wird dies für einen langen Zeittraum gehalten (vgl. Tragler 2018). Hier gäbe es noch großen Spielraum, die Karenzaktivität von Männern zu fördern. Denn Väterkarenz wirkt sich positiv auf den beruflichen Wiedereinstieg der Mutter aus (vgl. Der Standard 2015). Dieser positive Effekt kommt aber erst zum Tragen, wenn die Väterkarenz

mindestens drei Monate dauert (vgl. Der Standard 2019). Bisher liegt in Österreich die Väterbeteiligung, die ein längeres Karenzmodell als sechs Monate wählen, bei einem Prozent (vgl. Der Standard 2019).

Das kulturelle Erbe einer traditionellen Rollenaufteilung zieht sich wie ein roter Faden durch alle Lebensbereiche, angefangen von der Arbeitswelt, dem Sozialleben sowie dem privaten Raum. Es müsste daher politische Maßnahmen geben, die diese internalisierten und ideologischen Tendenzen aufbrechen und den Fokus auf ein zeitgemäßes, paritäres Verständnis der Elternschaft richten.

6.4 Der Papamonat

Der Papamonat unterscheidet sich von der Karenz dahingehend, dass es sich um eine berufliche Auszeit im Rahmen von vier Wochen handelt, die der Vater in Anspruch nehmen kann (vgl. Mittelstaedt 2019). Seit 2019 gibt es auch einen Rechtsanspruch auf den Papamonat. Während dieser Zeit ist auch die Mutter zu Hause, da sie sich in Mutterschutz befindet (vgl. Breit 2019). In dieser Zeit können Väter einen Familienzeitbonus von 700 Euro erhalten, diese Summe wird aber vom Kinderbetreuungsgeld abgezogen, sofern der Vater zu einem späteren Zeitpunkt in Karenz geht (vgl. Mittelstaedt 2020). Dieser Abzug sei kontraproduktiv, wenn Väterkarenz an Popularität gewinnen soll, da es zu Geldeinbußen kommt, wenn sie sich dafür entscheiden, entgegnen Kritiker (vgl. Mittelstaedt 2020). Der Abzug im Wert von 700 Euro führt außerdem dazu, dass der Papamonat für etliche Familien finanzielle Probleme mit sich bringt. Die Soziologin Dörfler stimmt dem zu und ergänzt, dass der Papamonat keine finanzielle Attraktivität darstelle (vgl. Breit 2019). Studien bestätigen die These, dass Väter die Auszeit eher in Anspruch nehmen, je höher die finanzielle Unterstützung ist (vgl. Breit 2019). In Schweden beispielsweise, wo das Modell entwickelt wurde, gibt es in den zwei Wochen einen Einkommensersatz von ca. 78 Prozent (vgl. Breit 2019).

Abgesehen vom Mangel an finanziellen Anreizen, muss man sich fragen, ob der Papamonat die geeignetste Maßnahme ist, um das veraltete Rollenverständnis zu beseitigen. Denn auch wenn der Vater zu Beginn der Geburt einige Zeit zu Hause bleibt und der Mutter zur Seite steht, so übernimmt die Mutter trotzdem die meiste Arbeit rund um das Kind. Nach dieser Beurlaubung kehrt der Vater dann wieder in den Beruf zurück, ohne eine nachhaltige Beziehung zu dem Kind aufgebaut zu haben oder eine beständige Rolle in der Haus- und Familienarbeit zu übernehmen. Für die Unternehmensberaterin Verena Florian habe der

Papamonat dadurch einen „Eventcharakter“, der keine langzeitige Entlastung für die Mütter darstelle (Breit 2019).

Es kann also resümiert werden, dass der Papamonat einen Weg in die richtige Richtung darstellt, dennoch schafft dieser es nicht, die Väter in weiterer Folge auch für eine Karenz zu motivieren oder langfristig gesehen, eine aktive Rolle in der Familie zu übernehmen. Viel eher ist es eine kurzfristige Möglichkeit, der Mutter zur Seite zu stehen, ehe man wieder zu traditionellen Rollenverständnissen zurückkehrt.

6.5 Heterosoziale Beziehungen

Dieser Abschnitt soll sich mit der Frage auseinandersetzen, welches Verhältnis Väter und Mütter zueinander haben und wo es noch Raum für Verbesserungen gibt.

Engagierte Väter erleben sich selbst im Alltag in der Rolle des Außenseiters. Sie berichten von Situationen am Spielplatz, in denen sie als Elternteil nicht akzeptiert werden oder wo sie keinen Anschluss finden und das Gefühl haben, ausgegrenzt zu werden (vgl. Holzinger 2014, 14). Diese distanzierte Haltung gegenüber engagierten Vätern geht oftmals von Frauen aus, die offenkundig die Kompetenz der Väter in Frage stellen (vgl. Holzinger 2014, 16). Solch ein Verhalten basiert auf der klischeehaften Idee, dass Mütter instinktiv besser wissen, was das Kind brauche und dass sie im Zuge der Schwangerschaft eine besondere Beziehung zu dem Kind aufbauen, die der Vater nicht im Stande wäre, zu entwickeln (vgl. Holzinger 2014, 14). In der Wissenschaft nennt man diese Haltung „maternal gatekeeping“ und wird seit knapp zwanzig Jahren untersucht. Der deutsche Familienforscher Fthenakis fand im Zuge seiner Studie heraus, dass beinahe jede fünfte Frau dem väterlichen Engagement aktiv im Wege steht (vgl. Hoch 2016).

Das Phänomen des „maternal gatekeeping“ stellt Mütter vor ein Paradoxon: Auf der einen Seite fordern sie die Väter dazu auf, eine aktivere Rolle im Haushalt und bei der Erziehung einzunehmen, andererseits verhindern sie dies, indem sie sich in der Rolle des besseren Elternteils sehen und den Vater als inkompetent wahrnehmen. Nicht nur Väter erleben eine Diskrepanz zwischen dem, was sie wollen und dem was sie tatsächlich machen. Denn auch Frauen haben diesen inneren Widerspruch in sich, der auf der einen Seite ein fortschrittliches, modernes Verständnis von Elternschaft einfordert, das frei von Stereotypen ist, auf der anderen Seite haben sie die tradierten rückschrittlichen Rollenbilder und starren Normvorstellungen unbewusst verinnerlicht, wodurch sie sich nur schwer von diesen Bildern lösen können.

6.6 Kinderbetreuung

Die Frage nach dem Angebot an Kinderbetreuung in Österreich und dessen Beitrag für eine geschlechtergerechte Gesellschaft soll hier beleuchtet werden. Grundsätzlich kann gesagt werden, dass die Ganztagsbetreuungsangebote für unter Vierjährige in Österreich derzeit noch ausbaufähig sind. Über 25 Prozent der Kindergärten schließen vor 14 Uhr und nicht einmal ein Drittel aller Kinder kann einen Krippenplatz in Österreich in Anspruch nehmen (vgl. Stajic 2016).

Als negatives Beispiel soll Oberösterreich dienen. 2015 hatten in dem Bundesland 26 Prozent der Kindergärten mehr als neun Stunden geöffnet (vgl. Stajic 2016). Die Stellungnahme des oberösterreichischen Landeshauptmann Pühringer erwies sich als nüchterne, wenn nicht sogar fehlerhafte Erklärung: Weil die Oberösterreicher_innen selbst die Kinderbetreuung übernehmen wollten und diese nicht gerne abgeben, wurden die staatlichen Einrichtungen nicht ausgebaut (vgl. Stajic 2016). Dass es sich aber größtenteils um Oberösterreicher_innen handle, entging dem Landeshauptmann allerdings.

Die Argumentationsstruktur sitzt einem naturalistischen Fehlschluss auf: Aufgrund dessen, dass derzeit Hausarbeit und Kinderbetreuung Frauensache ist, ergibt sich infolgedessen nicht ein moralisches Gebot, dass diese Schieflage auch so sein sollte oder dass sie gut sei. Daraus lässt sich auch nicht schließen, dass Frauen dazu determiniert sind, also dass dies ihrer Natur entspricht und dazu besser geeignet seien als Männer. Das Gegenteil entspricht der Realität: Frauen möchten sich von dieser konstruierten Essentialisierung lösen und gehen davon aus, dass die Politik sie auf diesem Weg unterstützt. Die Probleme des Naturalismus wurden in einem Kapitel weiter oben etwas ausführlicher diskutiert.

Die Aussage verdeutlicht, dass Fragen der Vereinbarkeit nicht genügend politische Aufmerksamkeit bekommen und stattdessen in den privaten Raum verlagert werden.

Wie komplex und interdependent Fragen der Familienpolitik sind, zeigt eine Studie der LSE, der University of Princeton, der Universität Zürich sowie der University of Edinburgh: Ziel der Studie war es, die Effekte familienpolitischer Maßnahmen im Laufe der letzten 60 Jahre in Österreich zu erforschen (vgl. Szigetvari 2020). Es wurde erforscht, ob der Ausbau der Kinderbetreuungsplätze die Benachteiligung der Frauen am Arbeitsmarkt entgegenwirken kann. Denn das Einkommen von Frauen in Österreich verringert sich durch die Schwangerschaft um 51 Prozent, selbst zehn Jahre nach der Geburt (vgl. Szigetvari 2020). Die Studie kam zu dem ernüchternden Ergebnis, dass die Gehaltsverluste sich nicht ändern, wenn die Kinderbetreuung ausgebaut wird. Der Ökonom Zweimüller erklärt dieses Ergebnis dadurch,

dass „der größte Teil der Gehaltseinbußen entsteht, weil Mütter die Arbeitszeit reduzieren“ (vgl. Szigetvari 2020). Aus diesem Grund sind mehr Betreuungsplätze kein Indiz dafür, dass es zu einer höheren Erwerbstätigkeit seitens der Mütter kommt.

Die Forscher kamen zu dem Schluss, dass man daher nicht die Jobsituation verbessert, indem man lediglich die Kinderbetreuung ausbaut. Stattdessen „müssten sich die „normen“ in Köpfen ändern, Männer müssten einen größeren Anteil an Kinderbetreuung übernehmen, um Mütter umfassend zu entlasten“, so der Ökonom Zweimüller (Szigetvari 2020).

Das Ergebnis zeigt, dass es umso wichtiger ist, die Fragen der Elternschaft und der Vereinbarkeit in einem gesamtheitlichen Kontext zu begreifen, der die verschiedenen wirtschaftlichen, sozialen und ethischen Komponenten miteinbezieht.

7.0 Skandinavische Länder im Vergleich

Bevor im nächsten Kapitel etwaige Lösungsvorschläge besprochen werden, werden in diesem Abschnitt die nordischen Länder und ihre Familienpolitik untersucht. Diese haben eine gewisse Vorreiterrolle eingenommen, wenn es um Gleichberechtigung am Arbeitsplatz oder in der Familie geht. Deshalb soll an konkreten Beispielen die Familienpolitik Skandinaviens verdeutlicht werden.

Der Grund für gegenwärtige Unterschiede liegt zum einen im geschichtlichen Verlauf. So wurde in Finnland das Wahlrecht für Frauen bereits 1906 eingeführt, sein Nachbarland Schweden folgte im Jahr 1921 mit dem Wahlrecht für beide Geschlechter (vgl. Stangl 2016). Während Österreich in den 1990er-Jahren begonnen wurde, sich mit Gleichstellungspolitik auseinanderzusetzen, begann Schweden schon 20 Jahre früher, nämlich in den 1970er-Jahren damit, sich für frauenpolitische Themen einzusetzen (vgl. Ostermann 2020). 2014 kam es zur ersten feministischen Regierung weltweit, die es sich zum Ziel setzte, Themen der Gleichberechtigung vordergründig zu behandeln.

In Schweden wird die Karenzzeit von ca. 25 Prozent der Väter in Anspruch genommen, in Österreich liegt sie bei vier Prozent. Um die Väter zu motivieren, gibt es aber auch einen Gender-Equality-Bonus. Werden vom anderen Elternteil mehr als 60 Tage übernommen, so gibt es einen Bonus von ca. 300 Euro, der pro Monat ausgezahlt wird (vgl. Ostermann 2020). Die Erwerbsquote von Müttern mit Kindern unter drei Jahren liegt dementsprechend auch bei 72 Prozent. Die Finanzexpertin Creutzer fügt hinzu, dass das Bild der Hausfrau in Schweden mittlerweile negativ konnotiert ist (vgl. Ostermann 2020).

Eine alternative, aber ebenso innovative und interessante Lösung hat Island parat. Die Karenzzeit wird gedrittelt, es stehen drei Monate dem Vater und der Mutter zur Verfügung, beim letzten Drittel können die Eltern entscheiden, wer die Karenzphase übernimmt. Die Auszeit verfällt allerdings, nimmt sie der Mann nicht in Anspruch (vgl. Der Standard 2007). Dieses Konzept nennt sich „Choose it or lose it“ und hat den Vorteil, dass Väter nicht gezwungen werden, dennoch gibt es einen Anreiz, sich dafür zu entscheiden, da sonst ein Drittel der Karenzzeit verfällt (vgl. Breit, 2019).

Während sich dieser Teil mit dem Ist-Zustand beschäftigt und mögliche Schwächen und Kritikpunkte aufgezeigt wurden, sollen nun in einem weiteren Schritt mögliche Verbesserungen und Problemlösungsvorschläge aufgezählt werden, die aus einer ethischen Perspektive notwendig sind, um sozialen Wandel positiv zu gestalten.

8.0 Perspektiven für die Zukunft

Im nächsten Abschnitt sollen mögliche Lösungsvorschläge besprochen werden. Wie die bisherige Analyse gezeigt hat, braucht es keine punktuellen Maßnahmen, sondern möglichst umfassende und breitgestreute Strategien, die den privaten, öffentlich-rechtlichen und auch ökonomischen Bereich umfassen. Ziel sollte sein, diskriminierende Praktiken und gesamtgesellschaftlich das stereotype Rollenverständnis zu überwinden, wodurch der Weg frei würde für Geschlechtergerechtigkeit. Dem Ideal einer geschlechtergerechten Gesellschaft kann man sich immer nur annähern, dennoch ist es wichtig, dass alle, die einzelnen Menschen, die Institutionen und die politisch verantwortlichen Akteure daran tatkräftig mitwirken.

8.1 Caring Masculinities

Wie könnte eine Alternative zur hegemonialen Männlichkeit aussehen? Es bräuchte ein Verständnis von Männlichkeiten, das sich nicht über Dominanz, Konkurrenz, Wettbewerbsfähigkeit und strikter Abgrenzung zum Weiblichen definiert. Solch ein Gegenmodell bieten die Caring Masculinities. Diese zielen darauf ab, das gängige Wertesystem nachhaltig zu verändern, indem sie sich von den oben genannten Eigenschaften sowie Gewalt distanzieren und sich stattdessen über Empathie, Fürsorge und Mitgefühl definieren (vgl. Scambor 2020). Vieles, was weiter oben zum Care-Thema schon ausgeführt wurde, kann auch in die Überlegungen zu Caring Masculinities einfließen, das soll hier nicht noch einmal wiederholt werden, darauf ist hier hinzuweisen

Caring Masculinities eröffnet Perspektiven, die es Männern ermöglichen, ein differenzierteres Verständnis ihrer Männlichkeit in den Blick zu bekommen. Dadurch könnten auch Frauen entlastet werden, da ihr Partner aktiv in der Haus- und Familienarbeit mithilft, füllen Caring Masculinities auch eine Lücke: Denn abgesehen von der Gender-Pay und der Gender-Pension-Gap, gibt es eine weitere Lücke: die Care-Gap (vgl. Scambor 2020). Unter dieser Lücke versteht man den erheblich geringeren Anteil von Männern, die unbezahlte Sorgearbeit, wie Pflege, Kinderarbeit etc. verrichten. In Deutschland lag der Gender Gap im Jahr 2017 bei durchschnittlich 52,4 Prozent, was einem Unterschied von fast 2 Stunden pro Tag entspricht (vgl. Scambor 2020). Hat das Paar auch noch Kinder, dann liegt die Differenz sogar bei über 80 Prozent (vgl. Scambor 2020).

Die Förderung von Caring Masculinities soll dazu beitragen, Männer nicht nur zu Hause, sondern auch im Beruf zu motivieren, in „frauentypischen" Bereichen Fuß zu fassen. Damit es zu dem gewünschten Perspektivenwechsel kommt, muss früh genug damit begonnen werden. Denn die Berufsorientierung männlicher Teenager fällt zeitlich mit dem Wunsch zusammen, sich stark von Mädchen abzuheben, um die eigene Männlichkeit unter Beweis zu stellen (vgl. Thaler 2019).

Diese „Frauenberufe" auch männlichen Jugendlichen ab dem zwölften Lebensjahr schmackhaft zu machen, hat sich das EU-Projekt Boy´s Day zur Aufgabe gemacht (vgl. Thaler, 2019). Das Projekt gibt es seit 2008 in Österreich und stellt eine Ergänzung zum Girl´s Day dar (vgl. Scambor 2017, 5). Mit Hilfe von kritischer Reflexion, gezielten Fragestellungen und Geschlechtsrollensensibilisierungen sollen Jugendliche lernen, anhand von persönlichen Interessen und Stärken sich beruflich zu orientieren und nicht basierend auf gängigen Geschlechternormen eine berufliche Entscheidung treffen (vgl. Scambor 2017, 8). Geschlechtszugehörigkeit sollte keine Kategorie bei der Berufswahl spielen – auf die Argumentation von Herta Nagl-Docekal, die weiter oben diskutiert worden ist, soll hier noch einmal hingewiesen werden. Aber nicht nur Jugendliche profitieren von diesem Projekt, sondern auch Eltern, Auszubildende und die Öffentlichkeit im Allgemeinen setzen sich zunehmend mit dem Thema der Sorge-Arbeit auseinander, was zu einer allgemeinen Bewusstwerdung und Sensibilisierung für das Thema Care-Arbeit führen kann (vgl. Scambor 2017, 6). Vieles, was im Abschnitt über Care-Arbeit ausgeführt wurde, könnte in die rezenten Debatten um Care-Arbeit für Männer fruchtbar gemacht werden, vor allem die Arbeiten Cornelia Klingers zum Thema Lebenssorge wären hier anschlussfähig.

Laut der Soziologin Scambor ist die Auseinandersetzung mit der eigenen männlichen Rolle in vielerlei Hinsicht wertvoll. Denn durch die Fortschritte im Bereich der Robotik und

der künstlichen Intelligenz wird es zu etlichen Jobverlusten kommen. Als Alternative bieten sich daher Berufe an, die soziale Fähigkeiten benötigen, da diese Bereiche nicht von der Automatisierung betroffen sein werden (vgl. Thaler 2019). Da junge Männer auch zunehmend den Wunsch äußern, aktiv im Familienleben teilnehmen zu wollen, hätten Jobs im Care-Bereich den Vorteil, dass sie sich sehr gut mit Familie vereinbaren lassen (vgl. Thaler 2019). Einen Nachteil stellt allerdings die schlechte Bezahlung dar. Wenn aber mehr Männer in Care-Berufen arbeiten, könnte sich dies ändern. Denn Studien haben gezeigt, dass das Durchschnittsgehalt steigt, je mehr Männer den Job ausüben (vgl. Thaler 2019). Für die Soziologin ist aber auch klar, dass es eine gesellschaftliche Aufwertung der Care-Berufe geben muss (vgl. Thaler 2019). Die Aufwertung könnte darin bestehen, dass es für Elementarpädagog_innen eine akademische Ausbildung gäbe. Denn Österreich ist das einzige Land in Europa, dass die Elementarpädagogik nicht akademisiert hat (vgl. Mayr 2014). Die akademische Ausbildung hätte den positiven Effekt, dass sie länger dauert, wodurch das Personal im Stande wäre, mehr zu verdienen (vgl. Mayr 2014). Abgesehen von dem finanziellen Vorteil zeigen Studien, dass die Qualität der Elementarpädagogen mit der Akademisierung steigt (vgl. Mayr 2014). Es stellt sich aber doch die Frage: Ist die Arbeit von Elementarpädagog_innen, die sehr viel Geduld, entwicklungspsychologisches Wissen, Fähigkeit der Einfühlung, Kreativität (Spielen mit Kindern) braucht, nicht auch ohne quasi „akademische Aufbesserung“ anspruchsvoll genug, um eine bessere Entlohnung zu rechtfertigen?

Trotz des erfolgreichen Projektes der Boy`s Days sollten auch Bildungseinrichtungen sich dem Thema widmen und dies nicht an externe Partner abgeben. Stattdessen sollte gemeinsam daran gearbeitet werden, das Umdenken bei Schüler_innen zu fördern. So könnten zum Beispiel in den Schulbüchern auch vermehrt Männer abgebildet werden, die einem Pflegeberuf nachgehen (vgl. Scambor 2017, 9).

Es hat sich also gezeigt, dass die Förderung der Caring Masculinities dazu beitragen kann, ein differenzierteres Männerbild zu entfalten Außerdem kann solch ein Verständnis von Männlichkeit auch eine Vorbildfunktion für nachkommende Generationen haben, wodurch alte Denkmuster aufgehoben werden und fortschrittliches Handeln unterstützt wird (vgl. Scambor 2020). Doch gilt es zu bedenken, dass jede Generation sich wieder fragen wird müssen: Welche Regeln sollen in unserer Gesellschaft Gültigkeit beanspruchen, wie wollen wir das Geschlechterverhältnis gestalten?

8.2 Pädagogik

Die entscheidende Frage ist, ob ein höherer Männeranteil in Bereichen der Pflege, der Kinderarbeit etc. bereits ausreicht, um den Raum zu öffnen für eine geschlechtergerechte Gesellschaft (vgl. Stuve 2016, 147). Die Praxis zeigt, dass wir es hier mit einer Ambiguität zu tun haben: Einerseits könnte es helfen, verkrustete Klischees aufzubrechen, wenn mehr Männer in der Elementarpädagogik tätig sind; andererseits aber besteht die Möglichkeit, dass männliche Pädagogen ein stereotypes Verständnis von Männlichkeit vermitteln, da es ihnen ein Bedürfnis ist, sich auch von einem „feminisierten" Arbeitsbereich abzugrenzen. Die Soziologin Scambor beschreibt Männer, die Sorgearbeit leisten folgendermaßen:

> Sie können zu einer Aufwertung dieser Bereiche mit positiven Effekten auch für die Mehrheit der weiblichen KollegInnen beitragen. Sie können aber auch – nicht zuletzt im Kraftfeld tradierter Geschlechterbilder und unter dem Druck eines Statusverlustes in feminisierten Berufen – an einem *doing gender* mitwirken, das mit ihrer Abgrenzung von Weiblichkeit (und/oder Homosexualität) Ungleichheiten reproduziert oder gar verstärkt. (Scambor 2020)

An dieser Stelle wäre an Judith Butler zu erinnern – dies wurde weiter oben bereits diskutiert. Ihr Konzept von „undoing gender" könnte hier fruchtbar gemacht werden. Undoing Gender als Praxis des Aufbrechens eingefahrener Raster des Normativen am Denkort des Geschlechts.

Der Statusverlust oder die soziale Anerkennung scheint also ein essenzieller Motor des männlichen Habitus zu sein. Damit aber dieser zugrundeliegende Motor für emanzipatorische Praktiken wahrgenommen werden kann, braucht es die entsprechende Reflexionsarbeit. Denn in der gegenwärtigen Pädagogik entscheidet immer noch das Geschlecht über etwaige Kompetenzen, Interessen oder Stärken des Kindes, die gefördert werden sollen (vgl. Stuve 2016, 136). Das bedeutet, dass dadurch eine verallgemeinernde Perspektive gefördert wird, die die individuellen und persönlichen Förderungen gegen geschlechtliche Erwartungen und essenzialisierte Vorurteile ausspielt. Das führt dazu, dass Talente nicht entdeckt werden, da diese nicht am männlichen stereotypen Radar erscheinen. Stattdessen wäre es umso zeitgemäßer, wenn sich Pädagogen als Vertreter des „doing masculinity" verstehen. Unter diesem Ausdruck versteht man eine Männlichkeit, die nicht statisch und festgeschrieben ist, sondern eine, die durch die Handlung der jeweiligen männlichen Subjekte kontinuierliche neu definiert und verkörpert wird. Es handelt sich also nicht um eine fixe, einheitliche und

unveränderbare Definition, sondern um eine Praxis, die auch Gegensätze und Widersprüche zulässt (vgl. Stuve 2016, 136). Die zugrundeliegende Theorie dieses sozialkonstruktivistischen Ansatzes ist eine dekonstruktivistische Position, die das binäre Verständnis von Mann versus Frau auflösen möchte, um flexible und diverse Geschlechtlichkeit zu erzeugen. Hier wäre wieder anzuknüpfen an die subtilen Differenzierungen von Herta Nagl-Docekal, die immer wieder einmahnt, folgendes zu unterscheiden. Wenn Dekonstruktion von Geschlecht bedeutet, die biologischen Voraussetzungen des Leibes zu negieren, geriete so eine Position in einen unhaltbaren Reduktionismus. Ist damit aber gemeint, die gesellschaftlichen *Deutungen* von Leiblichkeit kritisch zu hinterfragen, dann ist dadurch ein emanzipatorischer Prozess angestoßen, der im direkten Interesse feministischer und gendertheoretischer Arbeit liegt. Wie weiter oben ausgeführt, wäre das Ziel feministischer Theorie und Praxis (wie Nagl-Docekal das ausführt), dass die Begriffe „Mann“ und „Frau“ dort keine Rolle mehr spielen sollten, wo es um die Grundlagen zur Gestaltung einer gerechten Gesellschaft geht.

Die sozialkonstruktivistische Männlichkeitsforschung übernimmt dieses Ziel und versteht Männlichkeit nicht als naturgegeben, sondern als eine Verinnerlichung und ein Erlernen von sozialen Regeln und Verhaltensweisen (vgl. Stuve 2016, 136). Die wichtige Aufgabe, die der Pädagogik zuteil kommt, ist Kinder in dem Balanceakt bestmöglich zu unterstützen, der durch den Wunsch entsteht, gängigen Männlichkeitsanforderungen zu entsprechen und auf der anderen Seite mit dem Verlangen einhergeht, die persönliche und dem Ideal abweichende Lebensweise zu suchen. Um dies zu gewährleisten, müssen erst unterschiedliche Möglichkeiten sichtbar gemacht werden und vermittelt werden, dass es auch alternative Formen der Männlichkeiten für heranwachsende Kinder gibt. Als Beispiel kann der Bub genannt werden, der lieber mit Puppen als mit dem Traktor spielt oder derjenige, der lieber Kleider statt Hosen trägt. Die Pädagog_innen haben einen enormen Einfluss auf die Wahrnehmung und die Sichtweise der Heranwachsenden. Sie lenken deren Handlungsspielraum und können den Kindern ermöglichen, neue Perspektiven einzunehmen.

Was sind also zentrale Kennzeichen einer geschlechtergerechten pädagogischen Aus- und Weiterbildung? Laut führenden Schulpädagogen braucht es vor allem drei Kompetenzen im Umgang mit Kindern. Erstens wird ein genderbezogenes Wissen gefordert. Darunter fallen zum Beispiel die Kenntnis über Machtverteilungen am Beispiel der hegemonialen Männlichkeit oder die Bedeutung des „doing gender“ (vgl. Stuve 2016, 149). Zweitens braucht es eine genderbezogene Praxiskompetenz, worunter man gendersensible Unterrichtsformen versteht (vgl. Stuve 2016, 149). Und der dritte Punkt beinhaltet eine genderbezogene Selbstkompetenz, also die Fähigkeit zur persönlichen Reflexion und Analyse von Situationen und

Handlungshintergründen (vgl. Stuve 2016, 149). Diese drei Säulen bieten ein umfassendes Werkzeug, um das eigene Selbstbild, aber auch sein Gegenüber zu hinterfragen und die Kinder spielerisch darauf aufmerksam zu machen, die eigene Rolle oder das je eigene Handeln zu beobachten und gegebenenfalls zu überdenken. Doch damit es zu solch einem geschlechtersensiblen Know-how an Selbst- und Praxiskompetenz kommt, braucht es die geeignete Ausbildung und eine stetige Weiterbildung, um am neuesten Stand der Wissenschaft zu bleiben.

Es kann also zusammengefasst werden, dass mehr männliche Bezugspersonen in Care-Berufen einen zentralen Aspekt darstellen, um alternative Männlichkeiten, wie beispielsweise die caring masculinity vorzuleben. Andererseits braucht es darüber hinaus auch eine inhaltliche und praxisorientierte Auseinandersetzung mit dem Thema der Männlichkeit und wie sie den Kindern vorgelebt wird. Denn junge Buben sollten ebenso weinen, tanzen oder eine Prinzessin sein können, ohne dass sie selbst oder jemand anderer ihre Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht in Frage stellen.

8.3 Universal Caregiver

Einen Ansatz, der als geeignete theoretische Ergänzung verstanden werden kann, bietet die Politologin und Philosophin Nancy Fraser. Ihre *Utopie* ist der *universale Fürsorgende*, der definiert ist dadurch, dass die Fürsorge nicht mehr als eine typisch weibliche Eigenschaft verstanden wird, sondern als eine universelle menschliche Norm zu verstehen ist, die jeder, egal ob Mann oder Frau, besitzt (vgl. Scambor 2020).

Damit es so weit kommen kann, braucht es aber eine Auflösung einengenden Klischeevorstellungen eines (männlichen) Broterwerbers auf der einen Seite und einer (weiblichen) Fürsorgenden (vgl. Fraser 1994, 61). Um Gendergerechtigkeit zu erreichen, benötigt es laut Fraser die Dekonstruktion der Gender-Klischeevorstellungen (vgl. Fraser 1994, 61). Mit dieser Perspektive wird auch deutlich, dass die (Für)-Sorge einen universalen Wert darstellt, der für alle Menschen relevant ist. Die Fürsorge fängt beim Füttern des Säuglings an und hört beim Pflegen der Großeltern auf. Deshalb ist es auch für die Gesellschaft wichtig, dass diese anstrengende und teilweise unbezahlte Arbeit unter allen Menschen aufgeteilt wird und sich nicht entlang der Geschlechtergrenze orientiert. Erst wenn sich Männer bewusst als fürsorgend, empathisch und liebevoll wahrnehmen, werden Frauen entlastet und müssen nicht allein die Pflege der Familienangehörigen übernehmen oder das Kind versorgen. Auch wenn die Vorstellung heutzutage einer fantasievollen Utopie gleicht, so muss es doch das Ziel sein,

den Zustand einer fürsorglichen Gesellschaft zu erreichen. Eine Person, die sich für solch utopische Verhältnisse einsetzt, steht im Zentrum des nächsten Kapitels. Denn bisher wurde viel über fehlende Vorbilder geschrieben. Aber es wird sich zeigen, dass es auch Männer gibt, die bereits für eine bessere Zukunft kämpfen. Hier sei daran erinnert, dass Ute Gerhard mit ihren Argumenten, wie oben gezeigt, in eine ähnliche Richtung weist.

8.4 Vorbild der Gegenwart

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass es Vätern heute oftmals an positiven Identifikationsmöglichkeiten fehlt. In den verschiedensten Bereichen, ob am Spielplatz, zu Hause oder im Beruf brauchen Väter Vorbilder, die ihnen zeigen, wie eine zeitgemäße aktive Vaterschaft vorgelebt werden kann. Aus diesem Grund wird ein deutscher Aktivist und Journalist vorgestellt, der mit seinen Artikeln, Texten und Büchern für eine progressive Männlichkeit plädiert, die eine aktive Vaterschaft zulässt und die sich von toxischen Idealen distanziert. Die Rede ist von Nils Pickert, der 1979 in Berlin geboren ist und als freier Autor für Die Zeit, taz und den Standard arbeitet (vgl. Pickert 2020). In der Kolumne „Mann könnte ja mal“ der Tageszeitung Standard schreibt der Journalist seit 2013 zu Themen rund um Feminismus, Geschlechtergerechtigkeit und widmet sich einer kritischen Auseinandersetzung mit stereotypen Männlichkeits- und Vaterbildern. Des Weiteren hat Picker den Verein „Pink Stinks“ gegründet, der sich als „eine Protest- und Bildungsorganisation gegen Sexismus und Homofeindlichkeit“ versteht (Pinkstinks.de). Pinkstinks setzt sich für flexible Geschlechterrollen ein und schafft mit Hilfe von Bildungsangeboten an Schulen und Kitas ein Bewusstsein für moderne Geschlechterkonzeptionen. Außerdem berät der Verein Unternehmen sowie Agenturen zum Thema antisexistischer und progressiver Werbung, die nicht auf rückschrittlichen essentialistischen Reduktionen basiert (vgl. pinkstinks.de).

Zu seinem neuesten Projekt zählt das 2020 veröffentlichte Buch „Prinzessinnenjungs. Wie wir unsere Söhne aus der Geschlechterfalle befreien“ und wendet sich explizit an Eltern, die nach alternativen und modernen Erziehungsmöglichkeiten für ihre Söhne suchen. Pickert macht darauf aufmerksam, dass durch Gender-Marketing die Freiheit und die Wahlmöglichkeiten der Kinder eingeschränkt wird (vgl. Pickert 2020, 43). Die Frage ist, wer darüber entscheiden darf, dass Buben nicht auch gerne die Farbe rosa tragen und mit glitzernden Einhörnern spielen dürfen. Untersucht man die These, dass Mädchen immer schon rosa und Buben blau getragen haben, kommt man zu einem interessanten Ergebnis: Der Blick in die Vergangenheit zeigt, dass es sich hierbei um bloße Willkürlichkeit und um ein

gesellschaftliches Konstrukt des späten 20. Jahrhunderts handelt: Purpurrot und rosa war in monarchischen Kreisen für die männlichen Thronfolger reserviert und blau galt in Anlehnung an die Jungfrau Maria als ein Zeichen von Tugendhaftigkeit für das weibliche Geschlecht (vgl. Pickert 2020, 36). Aus diesem Grund sieht man Wendy im Jahr 1953 veröffentlichten Film „Peter Pan“ in einem blauen Kleid, während ihr Bruder einen rosa Schlafanzug trägt (vgl. Pickert 2020, 36). Erst die modernen Fassungen der 2000er Jahre drehen diese Farbzuschreibungen um. Dieses Beispiel verdeutlicht umso mehr, dass Geschlecht und die darauf bezogenen Konsequenzen keine fixen Ideen darstellen, sondern, dass es sich um eine gemachte und historisierte Praxis des Menschen handelt, die für Zuschreibungen, Normen, Verhaltensregeln und Lebensweisen verantwortlich ist.

Außerdem kritisiert Pickert, dass immer noch die antiquierten Rollenklischees gelten, selbst wenn sich der Zeitgeist verändert hat (vgl. Pickert 2020,11). Denn wie sollen Buben lernen, was es bedeutet, ein engagierter, liebevoller und fürsorglicher Vater zu sein, wenn man ihnen, aus Sorge der Verweichlichung und einer Beschädigung seiner Männlichkeit, den Umgang mit Puppen verwehrt?

Pickert schildert aber auch persönliche Erfahrungen, die ihn bewusst machen ließen, dass sein Sohn nicht immer das machen kann, was er möchte, da manche Handlungen als „unmännlich“ erachtet werden. Da sein Sohn die Kleidung seiner älteren Schwester vererbt bekam, waren auch Röcke dabei. So kam es, dass sein Sohn eine Vorliebe für die Röcke entwickelte (vgl. Pickert 2020, 45). Im Kindergarten wurde sein Kleidungsstil positiv aufgenommen, doch bald erklärte ihm jemand, es schicke sich nicht, wenn Männer Röcke trügen. Nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene fingen an, den fünf-Jährigen zu beschimpfen, ihn zu hänseln und sich über ihn lustig zu machen. Also entschied sich Pickert dazu, etwas zu unternehmen (vgl. Pickert 2020, 46): Er zog sich auch einen Rock an, setzte ein solidarisches Zeichen und schoss ein Foto von sich und seinem Sohn, der eine einen Rock und der andere ein Kleid tragend. Auf dem Foto sieht man Vater und Sohn von hinten Hand in Hand gehend (vgl. Pickert 2020, 47). Um auf dieses Problem aufmerksam zu machen, veröffentlichte der Journalist auch einen Text in der Zeitung „Emma“, in dem er die Feindseligkeiten und Beschimpfungen gegenüber seinem Sohn beschrieb und aufzeigte, dass es in der Gesellschaft immer noch zu wenig Raum für Vielfalt und Toleranz gibt (vgl. Pickert 2020, 47). Der Artikel ging innerhalb von einer Woche viral, da eine amerikanische Bloggerin den Text ins Englische übersetzte. Dies führte dazu, dass Pickert Anfragen zu einem Interview aus den USA, Japan und Kanada bekam (vgl. Pickert 2020, 48). Diese Geschichte zeigt auf, dass individuelles Engagement durchaus etwas bewegen kann und dass man selbst nicht einschätzen kann,

inwiefern die eigenen Handlungen und Entscheidungen Veränderung bringen können. Im Fall von Nils Pickert hatte dieser nicht mit solch einer weltweiten Reaktion bezüglich des Textes gerechnet und auch wenn er anfangs mit der Situation überfordert war, entschied er sich trotzdem dazu, zu dem Thema Stellung zu beziehen (vgl. Pickert 2020, 49).

Aus diesem Grund dient der Journalist und Vater als ein positives Vorbild, da er seinen Sohn darin unterstützt, unkonventionelle Männlichkeitsrollen zu entdecken und auszuleben, ohne dafür kritisiert zu werden. Darüber hinaus verfasst er auch gesellschaftskritische Texte und fordert von Männern zum einen mehr Mut zum Feminismus und zum anderen, dass sie sich selbst trauen, sich von schädlichen Rollenklischees zu verabschieden und stattdessen nach einer Vater- und Männlichkeitsrolle streben, die den eigenen Ansprüchen und Wünschen entspricht.

8.5 Politische Maßnahmen

Damit es in der Gesellschaft zu Verbesserungen der partnerschaftlichen Aufteilung kommt, braucht es, abgesehen von persönlichem Engagement, auch mehr Handlungsbedarf seitens der politisch Verantwortlichen. Die Politik ist daher dazu aufgefordert, die nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen, um gesellschaftlichem Wandel den Weg zu ebnen.

Indem politisch Verantwortliche durch Schaffung gesetzlicher Rahmenbedingungen beispielsweise Männern die Angst vor Einkommensverlusten nimmt, Vereinbarung von Familie und Beruf leichter machen und sie in dem Verlangen, ein aktiver Vater zu sein, unterstützen oder es Frauen ermöglicht, sowohl eine gute Mutter als auch beruflich erfolgreich zu sein, bekennen die politisch Handelnden sich zu zeitgemäßer und fortschrittlicher Familienpolitik. Auf diese Weise ist die Politik im Stande, das bis dato gängige, aber nicht zielführende Konzept der privaten Wahlfreiheit zu verwerfen (vgl. Daum et al. 2020). Denn auch im 21. Jahrhundert gilt der Leitspruch „Das Private ist politisch“ mehr denn je und daher ist es umso wichtiger, dass die Politik ihren Einfluss nützt, um die Einstellungs- und Verhaltensebene der Unternehmen, der Arbeitnehmer und der Gesellschaft im Allgemeinen zum Besseren verändert.

8.6 Was muss sich ändern?

Wie die diesbezügliche Forschung zeigt, braucht es drei Indikatoren, damit Elternkarenz auch zu einer gelungenen Gleichstellung führt. Internationalen Studien zufolge ist dies zum einen, dass die Karenz attraktiv genug für Männer ist, was durch eine gute Bezahlung erfolgen

kann. Der zweite Indikator fordert, dass Väter einen fixen Zeitraum der Karenz übernehmen und der letzte Punkt ist, dass Frauen nicht zu lange in der Karenz verweilen, damit sie bessere Chancen für den Wiedereinstieg in den Job haben (vgl. Daum 2020). In einem nächsten Schritt werden die möglichen politischen Lösungswege dargestellt. Andere Länder werden mit Österreich verglichen, um zu verdeutlichen, wo der Unterschied der politischen Eingriffe liegt.

Als zentrale Problemstellung ist die Väterkarenz zu nennen. Wie kann es gelingen, diese für Männer so zu gestalten, dass sie breitenwirksamer angenommen wird? Die Familienforscherin und Soziologin Sonja Dörfler erklärt, dass es in Österreich viele verschiedene Modelle gibt, die nicht alle homogen ineinandergreifen. „Es ist eine typisch österreichische Lösung. Es ist kein volles Bekenntnis dazu. Wenn ich einen radikalen Schub bei der Väterbeteiligung haben will, dann muss ich einen Anteil fix für den Vater reservieren, sowohl Geldbezug als auch Karenzzeit“ (Ostermann 2020). Auch die empirischen Studien stimmen mit dieser These überein: Die Väterkarenz steigt in den Ländern, wo es einen fixen Anteil für die Väter gibt (vgl. Ostermann 2020). Um einer Verpflichtung zu entgehen, könnte Österreich das bereits vorgestellte Konzept „Choose it or lose it“ der skandinavischen Länder übernehmen (vgl. Ostermann 2020). Diese Variante hat den Vorteil, dass der Anteil des Vaters nicht auf die Mutter übertragbar ist. Wenn man die zwei Jahre insgesamt drittelt, dann gibt es jeweils einen Zeitraum für Vater und Mutter und das letzte Drittel kann individuell aufgeteilt werden. Solch ein Modell hat Island gewählt und der Anteil der Väterkarenz hat sich dadurch verdreifacht (vgl. Ostermann 2020). Darüber hinaus vergrößert dieses Modell die Akzeptanz seitens der Unternehmen. Auf diese Weise trauen sich Väter eher, in Karenz zu gehen, weil sie wissen, dass der Arbeitgeber ihnen den Rücken stärkt (vgl. Ostermann 2020). Dies führt uns auch zum nächsten Punkt, der sich mit Verbesserungen in Unternehmen beschäftigt.

8.7 Unternehmen

Um gegenwärtig als moderner Betrieb wahrgenommen zu werden, braucht es eine väterfreundliche Personalpolitik, die Männern in Karenz keinen Exotenstatus erteilt.

Wie sich bereits herauskristallisiert hat, ist die zentrale Sorge von Vätern, dass eine engagierte Vaterschaft sich negativ auf die beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten auswirkt oder dass sogar die Kündigung droht. Unternehmen müssen männlichen Arbeitnehmern diese Angst nehmen, in dem sie in der Bewerbung bereits kommunizieren, dass es spezifische Angebote gibt, die Väter in ihrer Rolle unterstützen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 55). Diese Angebote müssen verschiedene Bedürfnisse stillen.

Einerseits braucht es vermehrt betriebliche Väternetzwerke, damit es zum Austausch kommen kann und man über Probleme und Themen reden kann, die im homosozialen Raum besser zu klären sind. Außerdem stellen solche Netzwerke auch eine Möglichkeit der Solidarisierung dar, die verdeutlicht, dass engagierte Vaterschaft seitens der Unternehmen aktiv gefördert wird. Andererseits kommt Vorgesetzten eine besondere Rolle zuteil, da sie sowohl Gestalter als auch Nutzer von Vereinbarkeitsregelungen sein können. Sie müssen daher ihre Vorbildfunktion wahrnehmen, da sie mit gutem Beispiel vorangehen können und die Hemmschwelle der Mitarbeiter, die Väterkarenz in Anspruch zu nehmen dadurch verringert werden kann (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 55).

Durch diesen Trickle-Down-Effekt kann es auch langfristig zu einer Lösung von der Vorstellung des Familienernährers kommen, also dass der Mann durch den Beruf erst zum richtigen Mann wird. Denn wenn sich das Wertesystem allgemein verschiebt, braucht man nicht mehr besorgt sein, diesem zu entsprechen, wodurch stereotype Männlichkeitsideale überwunden werden. Das Bild des Mannes löst sich von dem Primat der Erwerbstätigkeit und wendet sich stattdessen einer Caring Masculinity zu, die Verantwortung zu Hause ~~zu~~ übernimmt und für einen fürsorglichen und feministischen Menschen steht, der seine Partnerin darin unterstützten möchte, ihre persönlichen und beruflichen Ziele bestmöglich zu erreichen. Durch diese neuen vorgelebten Praxen der Männlichkeit verringert sich auch der Druck des Mannes, das Familieneinkommen allein zu übernehmen, was zu weniger Stress führen kann.

Diese Verbesserungsvorschläge wirken sich nicht nur positiv auf die Verhaltensebene der Väter aus. Väter berichten nach einer Karenzpause, dass sich ihr Wohlbefinden verbessert hat, da sie nun die Bedeutsamkeit der eigenen Karriere in Frage stellen konnten. Durch die Pause gelangen die Väter zu einer ausgeglicheneren Work-Life Balance (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 47). Internationalen Studien zufolge könnte die Väterkarenz aber auch effizienter darin sein, Frauen in Führungspositionen zu bringen als die Maßnahme der Frauenquote (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 49). Abgesehen von diesen beiden positiven Effekten, bringen solche Maßnahmen auch Vorteile für das Unternehmen: Denn eine väterfreundliche Personalpolitik führt zu einer höheren Mitarbeiterzufriedenheit, was sich in geringeren Fehlzeiten und einer besseren Produktivität niederschlägt (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 50). Es kommt also zu einer wesentlich besseren Mitarbeiterbindung, die dem Unternehmen auch einen wirtschaftlichen Vorsprung ermöglicht.

Um solche Maßnahmen zu unterstützen, gibt es sowohl in Deutschland als auch in Österreich Unternehmenswettbewerbe, die sich zum Ziel setzen, fortschrittliche Ideen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, die betriebliche Initiativen zu honorieren und gleichzeitig auch dazu animieren sollen, diesem Ideal nachzueifern (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018, 55).

8.8 Der mediale Einfluss der Unternehmen

Dass Unternehmen ihren medialen Einfluss nützen können, um gesellschaftliche Themen aufzugreifen, zeigt die Werbekampagne von Gilette.
Im Frühjahr 2019 wurde ein Videoclip veröffentlicht, der mit dem Spruch „the best a man can be“ auf die problematischen Auswirkungen destruktiver Männlichkeitsbilder aufmerksam

(The Drum: Gilette Werbung 2019)

machen möchte. Der Videoclip zeigt Väter, die sich gegen Gewalt einsetzen und junge Männer, die ihre Freunde auf sexistische Bemerkungen aufmerksam machen. Der Videoclip entwickelte sich binnen kürzester Zeit zu einem Shitstorm und polarisierte die Öffentlichkeit. Vor allem rechtskonservative Gruppierungen fühlten sich angegriffen und um die eigene Männlichkeit beraubt. Man mag darüber diskutieren, ob der dahinterstehenden Werbeagentur die Problematisierung gewaltbereiter Männlichkeit tatsächlich ein Anliegen war oder ob sie das Thema einfach für die Marke Gilette nutzen, um die größtmögliche Aufmerksamkeit zu bekommen. Fakt ist allerdings, dass das Video mittlerweile 36 Millionen Mal geschaut wurde und dass die Öffentlichkeit dadurch die Möglichkeit hat, sich kritisch mit dem Thema der Männlichkeit auseinanderzusetzen. Es muss auch noch hinzugefügt werden, dass die Kampagne nicht beim Videoclip aufhörte. Gilette startete im Zuge dessen das Programm „The Best Men Can Be“ und spendet jährlich eine Million Dollar an NGOs, die sich dafür einsetzen,

Männer auf ihrem Lebensweg bestmöglich zu unterstützen (vgl. Gillette.com). Zu den amerikanischen Organisationen zählen „Juliette's House", das sich um Kinder kümmert, die Opfer von Missbrauch sind oder „Boys to Men", ein Mentoring Programm, dass Jungen, die aufgrund von Haftstrafen oder Todesfällen ohne Vater aufwachsen, eine erwachsene, männliche Bezugsperson in ihrem Leben haben, damit sich die jungen Burschen über ihre Probleme austauschen können und ein männliches Vorbild haben, nach dem sie streben können. Solche Werbekampagnen können ein Bewusstsein für bestimmte Themen schaffen und Aufmerksamkeit auf wichtige Fragestellungen lenken.

Selbst wenn es sich um eine eigennützige PR-Aktion handeln sollte, ist der Effekt auf zweifache Weise ein positiver: Denn zum einen unterstützt Gilette finanziell Projekte, die für flexible und fortschrittliche Männlichkeit stehen und zum anderen nutzt die Marke ihre Werbefläche für gesellschaftskritische Reflexion und regt in zweiter Linie den öffentlichen Diskurs zu diesem Thema an.

Aber nicht nur Unternehmen können ihren Einfluss nutzen, um zum Umdenken anzuregen. Das nächste Kapitel beschäftigt sich mit einer Disziplin, die für ihren Mut und ihre grenzenlose Kreativität bekannt ist.

9.0 Männlichkeit in der Kunstgeschichte

Die Tatsache, dass „Männlichkeit als explizite Kategorie lange kaum Thema kunstgeschichtlicher Forschung" war, zeigt deren übergeordnete Position und die kulturelle Autorität (Uppenkamp 2017, 256).

Erst im Zuge der feministischen Kunstbewegungen kam es in den 1970er Jahren zu einer Kritik der männlich geprägten Frauenbilder innerhalb der Kunst, die mit der Darstellung des weiblichen Körpers in Verbindung standen. Durch diese Infragestellungen gängiger Repräsentationen kam es zu einer Um- und Aufwertung der Weiblichkeit (vgl. Uppenkamp 2017, 257). Diese Kritik konnte aber nicht ohne den Bezug zum etablierten Bild des Männlichen entstehen. Interessant ist also, dass ebenso wie in der Wissenschaftsgeschichte auch in der Kunst die kritische Auseinandersetzung mit Männlichkeit den Ursprung im Feminismus hat. Erst durch die feministische Kunstbewegung beschäftigte man sich mit der „Produktivität und Funktionalität von Kunst im Dienste der Herstellung und Repräsentation von männlicher Herrschaft" (Uppenkamp 2017, 258). Künstler_innen stellten sich zunehmend reflexive Fragen, wie zum Beispiel was einen Mann in der Kunst männlich macht und wie sich Männer in einem kunsthistorischen Kontext bislang darstellten, um ihre männliche Herrschaft zu verbildlichen.

Um ein prominentes historisches Beispiel „für die Demonstration von Machtansprüchen im öffentlichen Raum der Stadt“ zu nennen, kann der Piazza della Signoria in Florenz herangezogen werden (Uppenkamp 2017, 258). Der Platz diente als politischer Ort, in dem „die Souveränität der jeweiligen Florentiner Machthaber, im 16. Jh. V.a. die der mediceischen Großherzöge, sich in bedeutenden Kunstwerken artikuliert“ (Uppenkamp 2017, 259). Skulpturen untermauern eine mythologisierte Form der Männlichkeit, die sich über Herrschaft, Macht und körperlicher Überlegenheit in Bezug zum Weiblichen definiert (vgl. Uppenkamp 2017, 258).

Auch wenn es eine kritische Auseinandersetzung mit der kunsthistorischen Vergangenheit braucht, um erst einmal die problematischen Darstellungen und Repräsentationen zu erkennen und zu eruieren, braucht es heute umso mehr auch den künstlerischen Blick in die Gegenwart und in die Zukunft. Denn hypermaskuline Männlichkeiten innerhalb der Kunst gab es die letzten Jahrhunderte in Hülle und Fülle, man denke an Giambolognas *Raub der Sabinerin* oder *Herkules und Caccus* von Bandinelli (vgl. Uppenkamp 2017, 259). Was nun aber notwendig ist, ist das Aufzeichnen von Alternativen und Möglichkeiten. Hierfür stellt die Kunst eine sehr geeignete Disziplin dar, da für sie der Status Quo uninteressant ist und sie sich über gängige Normen und sozialen Ordnungen hinwegsetzen kann. Aus diesem Grund werden nun einige Kunstprojekte vorgestellt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Männlichkeit künstlerisch zu verhandeln und die gegenwärtigen genderbasierten Grenzen zu verwischen.

9.1 The American Fraternity

Der amerikanische Fotograf und Professor für Kunstgeschichte an der Cornell University Andrew Moisey veröffentlichte einen Fotoband mit dem Titel „The American Fraternity. An Illustrated Ritual Manual.“, die das Leben in einer amerikanischen Studentenverbindung, bestehend aus ausschließlich Männern, darstellt. Ausschlaggebend für seine Initiative war die Präsidentschaft von George W. Bush, da der Künstler in dem Präsidenten ein Beispiel von der „culture of white privilege“ gegeben sah und dies ihn wütend machte (O’Hagan 2018).

Moisey begann im Jahr 2000 den Alltag von männlichen Studenten an der University of California zu fotografieren. Der Künstler erklärt in einem Interview mit der britischen Zeitung Guardian, dass er zeigen wollte, welche negativen Auswirkungen solche Studentenverbindungen auf die jungen Männer haben können (vgl. O’Hagan 2018). Um diese Aussage besser verstehen zu können, muss zuerst einmal geklärt werden, wofür solche

Fraternities in den USA stehen und welche Werte sie vermitteln. Die sogenannten Fraternities dienen während der Studienzeit als Ort der Brüderlichkeit, fördern homosoziale Freundschaften und bieten Halt. Doch da es ausschließlich um männliche Mitbewohner handelt, kann es auch zu einer stark konzentrierten und idealisierten Form von praktizierter Männlichkeit kommen. Dem Fotograf zufolge bieten die Studentenverbindungen einen perfekten Nährboden für problematische destruktive Männlichkeit (vgl. Cooney, 2018). Dies soll an einem Vorfall der Fraternity Beta Theta Pi verdeutlicht werden:

Seit 2007 gab es in den amerikanischen Studentenverbindungen insgesamt sechzig Todesfälle (vgl. Schmieder 2017). Unter den Toten ist auch der Student Timothy Piazza, der im Alter von 19 Jahren an den Folgen eines massiven Alkoholmissbrauchs starb. Der Freshman-Student trank im Zuge der Initiationsriten solange eine Mischung aus Wodka, Bier und Wein aus einem Trichter, bis er so alkoholisiert war, dass er die Treppe runterfiel und das Bewusstsein verlor. Als ein anderer Student die Rettung holen wollte, wurde dies ihm von den anderen Mitbewohnern untersagt. Der Notarzt wurde erst am nächsten Tag verständigt und der Alkoholtest ergab, dass der junge Mann vier Promille Alkohol im Blut hatte. Der Student unterlag nach zwei Tagen seinen Hirnverletzungen (vgl. Welt 2017). Da die Mitverantwortlichen sich gegenseitig Textnachrichten schickten und ihre Handlungen sowie Fotos auf sozialen Netzwerken teilten, konnten die Täter ausfindig gemacht werden. Es kam zu acht Anklagen wegen fahrlässiger Tötung und zu zehn weiteren Geldstrafen (vgl. Schmieder 2017).

Neben massiven Alkoholmissbrauch kam es in den letzten Jahren aber auch zu sexistischen Übergriffen, wie die Nacktfoto-Sammlung von bewusstlosen Student_innen, rassistischen Beschimpfungen und Folterungen (vgl. Schmieder 2017). Der Künstler deckt den Widerspruch auf, wenn er darauf aufmerksam macht, dass die eigenen Kinder an Universitäten geschickt werden, um sich zu bilden und gleichzeitig in Verbindungen wohnen, wo sie sich zu aggressiven, hasserfüllten und selbstzerstörerischen Männern entwickeln (vgl. Cooney 2018). Durch die Gestaltung des Schlussteils gewinnt das Fotobuch noch einmal an Relevanz und Gesellschaftskritik. Der Fotograf hat all jene amerikanischen Präsidenten, Richter des Obersten Gerichtshof und CEOs aufgelistet, die selbst einmal einer Fraternity angehörten. Denn Moisey ist davon überzeugt, dass die Kultur, die in einer Studentenverbindung gefördert wird, letztendlich die USA beeinflusst. Ziel dieses Bildbandes soll es daher sein, dass sich die Betrachtenden zu fragen beginnen, ob es dieses Bild einer praktizierten Männlichkeit ist, was sie sehen wollen (vgl. Cooney 2018). Analysiert man nun diesen Fotoband im Lichte einer kritischen Männlichkeitsforschung, so stellen die amerikanischen Studentenverbindungen von

Männern eine Form von hegemonialer Männlichkeit dar, wie sie bereits in der Theorie besprochen wurde. Kennzeichnend ist, dass die Zugehörigkeit über bestimmte Riten entschieden wird, die Bourdieu auch „Männlichkeitsprüfungen“ nennt (2005, 95). Erst wenn ein Student seine Härte und Furchtlosigkeit unter Beweis stellen kann, wird er in der Studentenverbindung aufgenommen. Anerkennung wird in erster Linie durch Eigenschaften wie Stärke und Mut ermöglicht. Die beschriebenen Initiationsriten erinnern auch an Bourdieus Analyse, der die Angst als Ursprung der Mutproben sieht. Die Sorge ist, dass man die Anerkennung der Gruppe verliert, da man als schwacher Mann oder gar als homosexueller Mann wahrgenommen wird (vgl. Bourdieu 2005, 95). Diese Angst, als Schwächling zu gelten, stellt die Sorge dar, mit dem Weiblichen, also dem Gefühlvollem, dem Lieblichen und dem Zarten in Verbindung gebracht zu werden (vgl. Bourdieu 2005, 95). Es braucht die gegenseitige Anerkennung innerhalb der Gruppe, um dem Männlichkeitsideal zu entsprechen. Bourdieu beschreibt diesen Prozess des doing genders mit folgenden Worten:

> Wie die Ehre – oder ihre Kehrseite, die Scham, die bekanntlich im Unterschied zur Schuld *vor dem anderen empfunden wird* - muß die Männlichkeit in ihrem wahren Wesen aktueller oder potentieller Gewalt von den anderen Männern bestätigt und durch die anerkannte Zugehörigkeit zur Gruppe der „wahren Männer“ beglaubigt werden. (Bourdieu 2005, 94).

Bourdieu zufolge strebt das Ideal der Männlichkeit mit Hilfe von gewalttätigen und kompetitiven Handlungen, wie zum Beispiel aggressive Sportarten, Folterungen oder Misshandlungen danach, diese Verletzlichkeit zu verhüllen (vgl. 2005, 93 ff.)
Dementsprechend gibt es keinen Raum für Momente der Angst, des Zweifelns oder der Schwäche. Dieses Leitbild, das keinen Raum für Emotionen lässt, entscheidet auch darüber, ob jemand soziale Akzeptanz innerhalb der Gruppe findet oder nicht, da er als Schwächling gesehen wird. Wird man dann ein Mitglied, kann man sich seines Schutzes innerhalb der Fraternity sicher sein. Die Gemeinschaft stärkt die Identität des Einzelnen, wodurch auch die Gruppe an Wichtigkeit gewinnt. Der Einzelne wird von der Gemeinschaft geschützt, dies zeigt auch der Vorfall des jungen Timothy Piazza. Problematisch dabei ist aber, dass es durch ein derart skizziertes Gemeinschaftsgefühl zu lebensgefährlichen Handlungen kommt, die im Zuge von Anstachelungen oder Gruppendruck unterstützt werden. Timothy Piazza hätte allein wohl kaum solche großen Mengen Alkohol getrunken, wäre er durch die Gruppe nicht dazu animiert worden. Aus diesem Grund stellen Fraternities einen hochkonzentrierten Ort dar, der ausschließlich dazu verwendet wird, die eigene hegemoniale Männlichkeit unter Beweis zu

stellen und diese von der Gruppe bestätigen zu lassen, um in den Bund der Brüderlichkeit aufgenommen zu werden. Dieses Beispiel unterstreicht Bourdieus These, dass „Männlichkeit ein eminent *relationaler* Begriff“ ist, „der vor und für die anderen Männer und gegen die Weiblichkeit konstruiert ist, aus einer Angst vor dem *Weiblichen*, und zwar in erster Linie in einem selbst“ (2005, 96). Moiseys Fotos unterstreichen diese Beziehung zum Weiblichen. Es werden Frauen porträtiert, die eine untergeordnete Rolle haben und dadurch die männliche Dominanz nicht untergraben. Die Fotos stellen eine junge Frau dar, die mit gespreizten Beinen am Bett liegt und schläft, womöglich durch übermäßigen Alkoholkonsum, ein anderer Student malt einen auf einer Wiese liegenden Frauenkörper im Bikini, wo nur das Dekolletee, aber nicht das Gesicht zu sehen ist. Auf einem weiteren Foto sieht man eine junge Frau, die, während sie mit einem Mann spricht, in der einen Hand ihr Bier hält und mit der anderen Hand ihre Brüste entblößt. All diese beschriebenen Abbildungen stehen für ein Frauenbild, das in erster Linie sexualisiert und konsumiert wird.

Ein weiterer wichtiger Aspekt, der durch die Analyse der Fotoreihe deutlich wird, ist das, was nicht zu sehen ist. Anders formuliert, gibt es eine eindeutige Leerstelle, da fast ausschließlich weiße, männliche Studenten zu sehen sind. Auf dem einen oder anderen Bild erkennt man einen afroamerikanischen Studenten, aber die Mehrzahl der Studenten stellt eine weiße Elite dar. Dieses unausgeglichene Verhältnis repräsentiert ebenso eine hegemoniale Männlichkeit, die Männer mit anderer Hautfarbe oder kulturellem Hintergrund verdrängt und in der Hierarchie unten anstellt.

Abschließend kann zusammengefasst werden, dass der amerikanische Künstler Andrew Moisey auf ein hochaktuelles Problem innerhalb der amerikanischen Universitäten aufmerksam gemacht hat. Die Tatsache, dass solch eine Praxis der hegemonialen Männlichkeit im Rahmen einer Institution vorgelebt wird, zeigt, dass staatliche Institutionen eine unterstützende Funktion haben, die darauf abzielen, die Ideale einer destruktiven Männlichkeit zu verbreiten und sie zu legitimieren. Das Fotoprojekt verschafft einen eindrucksvollen Einblick in das private Leben von jungen Männern innerhalb einer Studentenverbindung und baut eine Brücke zu einem zeitgemäßen Thema, dass auf die hypermaskuline Sozialisation von männlichen amerikanischen Staatsdienern und Präsidenten aufmerksam machen möchte. Die Intention dieses Fotobandes ist letztendlich das Hinterfragen und Reflektieren von männlicher Herrschaft im Zuge einer fragwürdigen Vergangenheit, die auf dominantem, misogynem und gewaltverherrlichendem Verhalten fußt. Das folgende Fotoprojekt legt den Fokus nicht auf einen kritisierbaren Ist-Zustand, sondern zeigt Alternativen auf, die sich von hegemonialer Männlichkeit distanzieren.

9.2 Fotoprojekt „Swedish Dads“

Das Fotoprojekt „Swedish Dads“ beschäftigt sich weniger mit Männlichkeiten, sondern zentral mit der Frage der aktiven Vaterschaft und wie dessen gesellschaftliche Akzeptanz gefördert werden kann.

Der schwedische Fotograf Bävman hörte von einer Studie, die der Auslöser seines Projekts wurde. Die Studie untersuchte, zu wem Kinder bevorzugt gehen, wenn sie getröstet werden wollen. Die Ergebnisse zeigten, dass die Mutter an erster Stelle kommt, aber erstaunlicher ist die Tatsache, dass der Vater erst an fünfter Stelle kommt. Und so kam es, dass Johan Bävman Väter bei ihrer täglichen Hausarbeit fotografierte. Seine Intention ist es, mehr Vorbilder für werdende Väter zu schaffen und über die Vorteile einer aktiven Vaterschaft aufzuklären. Die Fotos werden von einem kurzen Text begleitet, in dem der Name, der Beruf und die Länge der Karenz zu lesen ist. Die Fotoreihe zeigt unter anderem einen einundvierzigjährigen Vater, der mit dem Kind am Rücken im Kinderzimmer staubsaugt oder einen etwas jüngeren Vater, der die Nägel seiner Tochter lackiert, während er seinen anderen Sohn auf dem Schoß hat. Die Ausstellung wurde mittlerweile in fünfundsechzig Ländern gezeigt und mit einigen Preisen gekürt (vgl. Bävman 2021).

(Bävman 2021)

Das Besondere an den Portraits von Bävman ist, dass sie sich nicht mit destruktiver Männlichkeit befasst und die Probleme einer dominanten hegemonialen Männlichkeit aufzeigt. Stattdessen wählt Bävman mit seiner Fotografie engagierte Bezugspersonen für Männer, die über ihre eigene Vaterrolle reflektieren und vielleicht etwas anders machen wollen, aber nicht genau wissen, wie die Alternative zum vorgelebten Status Quo aussehen könnte: Der schwedische Künstler fotografiert Väter, die eine engagierte Väterlichkeit repräsentiere und sich gleichzeitig von einengenden und ungesunden Idealen lösen konnten. Die Portraits zeigen außerdem Väter, die durchaus müde und erschöpft sind, weil die Kindererziehung und die Hausarbeit ihnen viel abverlangt, aber gleichzeitig sieht man in die Gesichter stolzer und

glücklicher Männer, die die Zeit mit ihren Kindern sehr schätzen und auf kreative und herzliche Art mit dem Kind interagieren. Die Fotoreihe schafft es außerdem auf subtile Weise zu zeigen, dass keiner dieser Väter seine Männlichkeit aufgeben musste, um die Rolle des fürsorglichen Vaters zu übernehmen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass es durch diese Ausstellung gelungen ist, der Reproduktionsarbeit, die eine private Angelegenheit ist, in den öffentlichen Raum zu transportieren, wodurch der Betrachter die Möglichkeit hat, in die private Sphäre von verschiedenen Familien zu blicken. Außerdem wirken diese Väter im Zuge der Ausstellung nicht mehr wie eine Minderheit oder ein seltenes Phänomen, da der Betrachter auf konzentriertem Raum ausschließlich mit solch einem fürsorglichen Vaterbild konfrontiert ist und dies im Umkehrschluss für eine gängige Lebenspraxis halten kann. Der Blickwinkel des Betrachters wird dank dieser Ausstellung erweitert, wodurch es zu einem toleranteren und vielseitigeren Verständnis von Vaterschaft und Männlichkeit kommen kann.

10.0 Abschließende Worte

Ziel der Arbeit ist es, darzustellen, dass Väterlichkeit auf gesamtgesellschaftlicher Ebene neu verhandelt werden muss, damit Männer ihre Vaterrolle jenseits von einengenden Gender-Normen leben und ihre gesamten menschlichen Kompetenzen unter Beweis stellen können. Vaterschaft ist nichts Naturgegebenes, das mit bestimmten Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet ist. Viel eher muss die Vaterrolle als ein soziales Konstrukt aufgefasst werden, das kontinuierlich verändert und neu verhandelt werden kann und soll.

Um dies zu entfalten und zu begründen, wurden genderethische und feministische Grundlagen herangezogen. Feministische Philosophie setzt sich dafür ein, dass Frauen aufgrund ihres Geschlechtes nicht weiter diskriminiert und unterdrückt werden. Nagl-Docekal beschreibt den Themenbereich wie folgt: „Feministische Philosophie ist (…) Philosophieren am Leitfaden des Interesses an der Befreiung der Frau.“ (Nagl-Docekal 1990, 11) Ferner konnten die feministisch-philosophischen Arbeiten zur Anthropologie von Nagl-Docekal verdeutlichen, dass die These einer naturalisierten Geschlechterdifferenz unhaltbar ist und dass es somit falsch ist, aus biologischen Unterschieden Schlüsse bezüglich sozialer Normen zu ziehen, die je nach Geschlecht variieren. (vgl. Nagl-Docekal 2000, 20) Eine feministisch-philosophische Anthropologie setzt sich weiters mit der kritischen Verschränkung der biologischen und sozialen Dimension in den Begriffen „Mann“ und „Frau“ auseinander. Auch wenn Männer und Frauen unterschiedliche leibliche Vorgegebenheiten haben, dürfen damit keine sozialen Rollenvorschreibungen verbunden werden.

Auch konnte aufgezeigt werden, dass die Konzeption einer „männlichen“ und davon unterschiedenen „weiblichen“ Moral in schwerwiegende Probleme führt. Vielmehr zeigt eine philosophische Herangehensweise an diese Fragestellungen auf, dass die Moralkompetenz in jedem Menschen – im Sinne Kants – angelegt ist, die jedoch entsprechend entwickelt werden muss. Feministische Ethik – wie exemplarisch an Hand der Arbeiten von Herta Nagl-Docekal gezeigt werden konnte – macht es sich zur Aufgabe, herauszuarbeiten, dass Moral alle Menschen betrifft, es geht um eine Moraltheorie jenseits der Geschlechterdifferenz, da es sich um eine allgemein menschliche Fähigkeit handelt, die Frauen, Männer und LGBTQ betrifft.

Die genderethischen Arbeiten von Butler weisen ebenso darauf hin, dass der naturalistische Fehlschluss behoben werden muss. Des Weiteren macht Butler darauf aufmerksam, dass es zwar einengende heteronormative Raster in der Gesellschaft gibt, dass diese aber gleichzeitig im Zuge des „Undoing Genders“ aufgebrochen werden können. (vgl. Butler 2009, 9) Solche Handlungsmöglichkeiten sind für Väter ein wichtiger Faktor, um tradierte und idealisierte Bilder zu überwinden und ihr eigenes Verständnis von gelebter Vaterschaft verwirklichen zu können, wodurch der Weg in eine geschlechtergerechtere Gesellschaft geebnet werden kann.

Diese Arbeit hat des Weiteren versucht zu verdeutlichen, dass Stereotype bzw. Normvorstellungen eine enorme Kraft haben und dass sie identitätsstiftend sind. Das heißt, dass sie einen erheblichen Beitrag zur Frage der Zugehörigkeit und dem Gemeinschaftsgefühl leisten. Auch wenn solche Rollenbilder in der Werbung, im Alltag oder in den sozialen Medien omnipräsent sind, sind sie einem nicht immer bewusst. Werbung zielt vorwiegend auf das Unbewusste. Daher ist es umso wichtiger, die Relevanz dieser versteckten gesellschaftlichen Vorstellungen und Ansprüche zu erkennen und dementsprechend über diese zu reflektieren. Denn wenn diese Normen bewusst gemacht werden, verlieren sie an Bedeutung, da man selbst erkennt, auf welchen Vorurteilen man sein eigenes Weltbild aufgebaut hat. Allerdings verwehren Abwehrstrategien, wie die Psychoanalyse gezeigt hat, bisweilen diese oft recht frustrierenden Einsichten.

Einen anderen Fokus legen Klinger und Gerhard in ihren Arbeiten zum Thema Care. Fürsorgetätigkeit betrifft jeden Menschen und darf daher nicht nur von Frauen und Migrant_innen ausgeübt werden. Jeder Mensch ist in seinem Leben auf Fürsorge angewiesen, etwa bei der Geburt oder am Ende seines Lebens und aus diesem Grund braucht es einen rechtlichen Rahmen, der die Voraussetzung für finanzielle Entschädigung bietet. (vgl. Gerhard 273). Solche Forderungen sind notwendig, um darauf aufmerksam zu machen, dass das

Verständnis von Care-Arbeit immer noch mit weiblicher Arbeitskraft in Verbindung gebracht wird und dieser Zugang nicht geschlechtergerecht ist.

In einem weiteren Schritt wurde die philosophisch-historische Entwicklung von Vaterschaft untersucht. Wie sich gezeigt hat, bietet die Geschichte kein einheitliches „natürliches“ Vaterbild. Stattdessen gibt es teilweise gegensätzliche Konzeptionen von Vaterschaft, die von den jeweiligen sozialen, philosophischen und technischen Strömungen stark beeinflusst wurden. Während der Vater zur Zeit der Aufklärung eine entscheidende Rolle während der Erziehung des Kindes spielte, musste der Vater aufgrund der Industrialisierung der Mutter die Fürsorge und Erziehung überlassen, da er einer Lohnarbeit nachgingen musste. Was sich allerdings schon eindeutig erkennen lässt, ist die konstruierte Dichotomie der Geschlechter: Frauen und Männer werden als sich ergänzend dargestellt, sodass es strikt getrennte Aufgabenbereiche und Stärken gibt, die jedes Geschlecht mit sich bringt und die es zu stärken gilt. Dieser Naturalismus schwingt bis in das 21. Jahrhundert mit und diesen gilt es aufzudecken.

Väter finden gegenwärtig oftmals keinen adäquaten Anhaltspunkt für befreite Vaterkonzeptionen (befreit von Stereotypen und Naturalisierung), da rezente Leitbilder von Männlichkeit in direktem Widerspruch zu einer von Vorurteilsfesseln befreiten Väterlichkeit stehen, die keine Scheu vor Themen wie Erziehung, Karenz, Empathie, Fürsorge und Hingabe hat. Auf der einen Seite wird von den Männern erwartet, der Familienernährer zu sein und möglichst „männlich“ zu sein, auf der anderen Seite verspüren diese erfreulicherweise zunehmend den Wunsch, aktiv am Familienleben und der Entwicklung des Kindes teilnehmen zu können. Auch die Mütter verspüren aufgrund ihrer eigenen beruflichen Möglichkeiten den Wunsch, dass der eigene Partner sich am Familienleben beteiligt, sodass es zu einer gerechtere Aufgabenverteilung kommen kann. Für Väter ist es schwierig, diese stereotypen Idealvorstellungen hinter sich zu lassen, um selbstbestimmte, von Klischees befreite Väterlichkeit zu leben. Ein Grund dafür ist die hegemoniale Männlichkeit, die in der relativ jungen Disziplin der Critical Masculinity Studies kritisch untersucht wird.

Die Critical Masculinity Studies möchten darauf verweisen, dass es sich bei dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht um eine relationale, also wechselseitige Kategorie handelt. So hat beispielsweise die Frauenbewegung enormen Einfluss auf das Verständnis von Männlichkeit/Vaterschaft gehabt und hat dieses auch aktiv verändert. Das bedeutet, dass die Geschlechter nicht isoliert betrachtet werden sollten, sondern dass man beide Geschlechter analysieren muss, um Emanzipation für beide Geschlechter herbeizuführen. Denn so wie Frauen unter den intersektional untersuchten vielfältigen Diskriminierung leiden, werden auch

Männer in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit eingeschränkt. Auch Vaterschaft steht stark mit den Erwartungen der Männlichkeit in Zusammenhang. Nach Connell wird Männlichkeit als eine relationale, kontextuelle und historische Kategorie begriffen (vgl. Connell 2015, 120). Aus diesem Grund ergibt sich kein Widerspruch, wenn man sich sowohl für männliche als auch weibliche Rechte einsetzt, da beide in wechselseitiger Beziehung stehen, sich also bedingen und gegenseitig beeinflussen. Die Veränderung der Bedeutung des Begriffes „Mann" hat notwendigerweise auch Auswirkungen auf den Begriff „Frau" und vice versa. Der Ansatz von Connell hat aufzeigen können, dass nicht nur Frauen unter der Unterdrückung von Männern leiden, sondern, dass es auch ein hierarchisches Gefälle unter Männern gibt und dass es nicht die eine Form der Männlichkeit gibt, sondern das verschiedene Klischee-Bilder konkurrieren. Hegemoniale Männlichkeit stellt in diesem Kampf die ideale Normvorstellung dar und ist gekennzeichnet durch dominante, hypermaskuline, besitzergreifende Wertvorstellungen, die keinen Platz für Schwäche, Lieblichkeit und Weiblichkeit hat. Je stärker man sich vom Weiblichen differenzieren kann, desto männlicher wirkt man und erhält dafür Akzeptanz und Anerkennung aus den eigenen homosozialen Reihen (vgl. Connell 2015, 122). Das bedeutet, dass es unter Männern einen großen Druck gibt, diesem Bild zu entsprechen, um in der Gruppe akzeptiert zu werden und als männlich zu gelten. Ein derzeit gängiger Begriff, der sich innerhalb der Cultural Studies entwickelt hat, ist der Terminus Technicus „toxische Männlichkeit". Es soll hier aber noch einmal unterstrichen werden, dass diese Arbeit es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jegliche Form naturalistischer Reduktionismen kritisch zu beleuchten, auch in der Begrifflichkeit der Kulturwissenschaften und in alltagssprachlichen Kontexten. Es sei darauf hingewiesen, dass aus sprachphilosophischer Sicht dieser Begriff unglücklich gewählt ist, da dieser Ausdruck in die Nähe biologistischer Reduktionismen geraten könnte, suggeriert er doch, dass in der Natur des Mannes etwas Korrumpiertes angelegt sei. Da würde dann aber ein Appell an ein „nicht-toxisches" Handeln überflüssig sein – wie sehr deutlich unter Bezugnahme auf Nagl-Docekals Argumentation hinsichtlich naturalistischer Menschenbilder gezeigt werden konnte. Diese Arbeit möchte darauf hinweisen, dass es sehr wohl um menschliche Handlungszusammenhänge geht: Wie wir mit unseren leiblichen Vorgegebenheiten umgehen, ist Aufgabe des Handelns. Wie wir unser Zusammenleben gestalten (also auch Väterlichkeit), ist Aufgabe von Freiheit, von Handeln und von ethischen Entscheidungen. Aber da der Begriff derzeit populär ist, sollte man sich damit auf kritische Art und Weise auseinandersetzen.

Um diesen Widerspruch, der entsteht, wenn der Mann zum Vater wird, zu beseitigen, wurde auf derzeit bestehende Herausforderungen aufmerksam gemacht. Die Problemfelder

wurden im Bereich Wirtschaft, Politik und Gesellschaft verortet und werden hier noch einmal konzise zusammengefasst:

Zum einen gibt es das Problem, dass Teilzeitarbeit immer noch größtenteils ein Bereich für Frauen ist. Dies bringt das Risiko einer Altersarmut speziell für Frauen mit sich. Diese Tendenz basiert auf dem Gender Pay Gap, denn aufgrund der Tatsache, dass Männer in den meisten Fällen mehr verdienen als Frauen, entscheiden sich die Mütter, bei den Kindern zu bleiben (Tragler 2018). Dadurch ergibt sich auch das Problem, dass Vereinbarkeit nicht etwas ist, was beide Geschlechter betrifft, sondern das größtenteils als ein Thema für Frauen aufgefasst wird. Solch ein Zugang geht einher mit einer konservativen Unternehmenskultur, die selten eine längere Väterkarenz goutiert und die Frauen Aufgaben wie Familien- und Sorgearbeit zuschreibt.

Doch es gibt nicht nur innerhalb der Wirtschaft problematische Zugänge, wenn es um eine aktive Vaterschaft geht, auch innerhalb der heterosozialen Beziehung hat sich gezeigt, dass junge Väter in ihrem Umfeld diskriminiert und ausgeschlossen werden und dass Mütter ihnen wenig Chance geben, Teil der Community zu werden.

Da die beschriebenen Herausforderungen nicht punktuell, sondern systemimmanent und breit gestreut zu verorten sind, ist es umso wichtiger, umfassende Strategien zu entwickeln, die auf die komplexen Zusammenhänge eingehen können. Das Ziel solcher Maßnahmen sollte es sein, stereotypes genderbasiertes Rollenverständnis hinter sich zu lassen, damit eine diverse Geschlechtergerechtigkeit gelebt werden kann.

Es werden nun die zentralen Lösungsvorschläge zusammengefasst: Die sogenannten Caring Masculinities bieten eine vielversprechende Alternative zur hegemonialen Männlichkeit, da sie das gängige Wertesystem kritisch hinterfragen und verändern möchten. Im Zentrum sollen Eigenschaften stehen, die sich nicht über Gewalt, Wettbewerbsfähigkeit und Konkurrenz definieren, sondern über Mitgefühl und Fürsorge. Solch ein Konzept kann auch dabei behilflich sein, Care-Berufe sowohl für Männer als auch für Frauen attraktiv zu machen, da die damit einhergehenden Kompetenzen nicht mehr „weiblich“ konnotiert, also genderspezifisch sind, sondern menschliche und universale Eigenschaften darstellen. Dieser theoretische Ansatz muss in die alltägliche Lebenspraxis implementiert werden. Aus diesem Grund braucht es im Bereich der Pädagogik die notwendige Veränderung: Einerseits ist es wichtig, dass es mehr männliche Pädagogen gibt, die den Kindern zeigen, dass diese Tätigkeit nicht in Widerspruch zu ihrer Männlichkeit steht. Andererseits braucht es auch eine inhaltliche und reflexive Auseinandersetzung mit Fragen der Männlichkeit, damit Kinder nicht nur ihre Umgebung imitieren und akzeptieren, sondern von klein auf lernen, ihre Umwelt kritisch zu

hinterfragen und sie nicht für gegeben zu erachten. Durch eine solche Praxis kann den Kindern auf spielerische und interessante Weise das Konzept des „undoing genders“ weitergegeben werden. Diese Kompetenz können sie ein Leben lang anwenden, wodurch auch zukünftige Generationen profitieren können.

Es braucht aber ebenso politisches Engagement, damit es zu einer gerechteren partnerschaftlichen Aufteilung kommen kann. Politik sollte die notwendigen Rahmenbedingungen schaffen, um Vätern ihre Angst vor Einkommensverlusten, der Vereinbarung von Familie und Beruf nehmen zu können. Politische Maßnahmen könnten Räume öffnen, um adäquate Väterlichkeit leben zu können, ohne Sorge vor beruflichem Ruin. Wissenschaftliche Studien haben aufgezeigt, dass es zwei wesentliche Indikatoren braucht, damit eine Elternkarenz den Weg zu einer Gleichstellung der Geschlechter ebnet. Und zwar ist da zum eine die Attraktivität der Karenz für Männer zu nennen, die mittels einer guten Bezahlung generiert werden kann. Und der zweite Indikator besagt, dass junge Väter für einen genau umrissenen Zeitraum der Karenz die Erziehungsaufgaben übernehmen müssen. Dies führt zum letzten Punkt, nämlich, dass Frauen nicht zu lange in Karenz gehen sollten, um ihre Chance für einen gelungenen Wiedereinstieg in den Job zu erhöhen. Derzeit gibt es aber zu viele Wahlmöglichkeiten bzgl. der Karenz, die nicht homogen verlaufen (vgl. Ostermann 2020). Um dieses Problem zu beheben, könnte Österreich das skandinavische Konzept „Choose it or lose it“ übernehmen. Das Positive an dieser Variante ist zum einen, dass Väter den Anteil an Erziehungs- und Hausarbeit nicht auf Mütter übertragen können und darüber hinaus würde die Familie ein Drittel der Karenzzeit verlieren, sollte ein Elternteil auf seine Zeit verzichten. Und ein weiterer Vorteil dieses Modells ist, dass dadurch auch die Akzeptanz innerhalb der Unternehmen gesteigert wird, da Väterkarenz Usus wird.

Sprechen wir von Unternehmen, so braucht es in erster Linie eine väterfreundliche Personalpolitik, damit die Arbeitnehmer den Betrieb als einen innovativen und modernen Arbeitsplatz wahrnehmen. Das heißt also, dass auch das Unternehmen daran interessiert sein sollte, die Ängste der Arbeitnehmer ernst zu nehmen. Eine der größten Sorgen von jungen Väter ist, dass sich ihre Vaterschaft negativ auf ihre Karriere auswirken wird. Diese Angst kann am besten genommen werden, wenn das Unternehmen mit spezifischen Angeboten wirbt, wie zum Beispiel mit Väternetzwerken und Vorbildern, die adäquate Vaterschaft praktizieren und das eigene Team dazu motivieren, ebenso zu handeln.

Ein weiteres Vorbild, das in diesem Zusammenhang genannt werden muss, ist Nils Pickert. Er hat auf vielfältige Weise sein Leben dem Thema der diversen Vaterschaft gewidmet. Was an dem deutschen Journalisten so interessant ist, ist, dass er darauf hinweist, dass nicht nur

das Verfassen von Kolumnen oder Büchern wertvoll sein kann, sondern dass jeder Vater in den alltäglichen Handlungen und im alltäglichen Umgang mit seinem Kind einen Unterschied machen kann.

Ein etwas anderer Zugang ist im Bereich der Kunst zu verorten: Sie stellt eine geeignete Disziplin dar, wenn es darum geht, sich über Klischees und stereotype Normen hinwegzusetzen. Als Beispiel dienen zwei Kunstprojekte, die auf unterschiedliche Art und Weise Männlichkeit bzw. Vaterschaft neu verhandeln und auf problematische Verhaltensweisen aufmerksam machen. Der amerikanische Fotograf Andrew Moisey wählte für seinen Fotoband eine ausschließlich aus Männern bestehende amerikanische Studentenverbindung. Die entstandenen Fotos stellen junge Männer dar, die ein idealisiertes und zutiefst problematisches Verständnis von Männlichkeit haben. Denn in den Fraternities wird eine destruktive Männlichkeit (vor-)gelebt, die sexistische, aggressive und selbstzerstörerische Handlungen fördert. Solch ein Verständnis von Härte und Furchtlosigkeit kann als eine Form der hegemonialen Männlichkeit verstanden werden, die ihren Ursprung im Sinne Bourdieus in der Anerkennung der Gruppe hat. Ziel der Initiationsriten ist es, als „echter" Mann wahrgenommen zu werden, um sich von Attributen wie Schwäche oder gar Homosexualität weitestmöglich zu distanzieren (vgl. Bourdieu 2005, 95). Was dieses Kunstprojekt so interessant macht, ist, dass es darauf aufmerksam macht, dass solche negativen Formen von hegemonialer Männlichkeit seitens verschiedener Institutionen unterstützt, legitimiert und geduldet werden. Außerdem gibt es noch eine politische Dimension, da amerikanische Präsidenten in den USA in den meisten Fällen Teil von Fraternities sind und somit die hypermaskuline Sozialisation auch politische Ausmaße nimmt. Somit kann sich der Betrachter dieser Fotos fragen, ob man sich solch eine Gesellschaft wünscht, die junge Männer dazu ermutigt, gewaltverherrlichende, dominanzbasierte und misogyne Werte zu entwickeln.

Ziel dieser Arbeit ist es, darauf aufmerksam zu machen, dass es einen interdisziplinären Ansatz braucht, damit wir in einer Welt leben können, in der sowohl Frauen als auch Männer als handlungsfähige Personen respektiert werden, die selbstbestimmt ihr Leben als Mitglieder ihrer jeweiligen Gesellschaften führen können, selbstbestimmt auch als Mütter und Väter. Institutionen, Politik, Unternehmen, Pädagog_innen müssen allesamt an einem Strang ziehen, um nachhaltig und langfristig die Bedingungen für Männer, Frauen und zukünftige Generationen zu verbessern. Dieses Unternehmen kann gelingen, doch derzeit ist man in Österreich nicht einmal ansatzweise daran interessiert, eine adäquate Frauen- oder Männerpolitik ins Zentrum der öffentlichen Arbeit zu stellen. Es braucht daher mehr Druck von

allen Seiten, damit die Relevanz und Dringlichkeit dieses gesellschaftlich weitläufigen Themas zutage treten kann.

Der schwedische Fotograf Bävman wählte einen anderen, aber nicht weniger interessanten Zugang. Er setzt sich in seiner Fotoreihe „Swedish Dads“ nicht mit destruktiver Männlichkeit auseinander, sondern er stellt die Alternative dazu, nämlich eine aktive Vaterschaft, ins Zentrum seiner Arbeit. Indem er junge Väter, die sich um Haushalt und Kind kümmert, zu Hause fotografiert, möchte er sich für mehr gesellschaftliche Akzeptanz einsetzen und die privaten Momente von Hausvätern in den Bereich der Öffentlichkeit verschieben, um den gesellschaftlichen Diskurs darüber anzukurbeln. Das Beachtliche an diesem Kunstprojekt ist, dass es eine konkrete Lösung bezüglich der geltenden Norm oder der dominanten Hegemonialen Männlichkeit aufzeigt. Durch die Ausstellung, die weltweiten Erfolg genießt, werden solche väterlichen Pioniere nicht mehr als Minderheit wahrgenommen, sondern die Besucher dieser Ausstellung begreifen, dass dieser Zugang eine gerechtere Zukunft darstellen kann, wenn sich mehr Väter dazu entschließen.

Um die verschiedenen Aspekte von Diskriminierung ins Auge zu fassen, ist es wichtig, mittels intersektionaler Methode interdisziplinär zu forschen, um alle Menschen in den Blick zu bekommen. Denn am Beispiel der hegemonialen Männlichkeit, die zu Marginalisierung führen kann, ist der Ausschluss von Männern aufgrund ihrer Hautfarbe, sexuellen Orientierung, Klasse oder Herkunft umso deutlicher geworden (vgl. Connell 2015, 134). Ähnlich wie in den feministischen Arbeiten, die sich darum bemühen, allen Frauen eine Stimme zu geben und nicht nur weißen Mittelschichtfrauen (das Thema „race“ und „class“ ist enorm bedeutsam in feministischen Kontexten, siehe zB. bell hooks wichtiges Buch, Die Bedeutung von Klasse), sollte auch in den Masculinity Studies die Methode intersektionaler Forschung state of the art sein. Aus einer philosophischen Sichtweise würde sich hierfür auch die Phänomenologie eignen, um die subjektiven und körperlichen Erfahrungen in den Blick bekommen zu können. Dies könnte ein Ausblick für die Zukunft sein.

Zusammenfassend sollte noch einmal daran erinnert werden, dass Väterlichkeit keine fixe, von der Natur vorgeschriebene Idee ist, sondern, dass es um Handeln geht, das Menschen immerzu erlernen und neugestalten können. Das heißt also, dass die leibliche Ausstattung keineswegs Auskünfte über Lebensweisen, Aufgabenbereiche und Kompetenzen gibt. Viel eher sollte begriffen werden, dass Leiblichkeit Aufgabe menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung ist.

Abschließend soll den zukünftigen Männern und Vätern im Sinne Beauvoirs auf den Weg mitgegeben werden, dass man nicht einfach ein Mann oder Vater ist, sondern dass man

selbst dazu beitragen kann, die Praxis von Männlichkeit und Väterlichkeit neu zu entwickeln und zu verhandeln. Dementsprechend hat jeder Mann und Vater die Möglichkeit zur Selbstermächtigung und kann dadurch die Geschichte der Geschlechterbeziehungen umschreiben.

Quellenangabe:

Adenberger, Marietta (09.03.2019): *Ökonomin: „Auf Verhandlungsmacht im Haushalt kommt es an.“* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000099187572/oekonomin-auf-verhandlungsmacht-im-haushalt-kommt-es-an (abgerufen am 08.02.2021)

Adenberger, Marietta (09.06.2019a): *Väter in Karenz: Von „Vollidiot“ bis „Wow“.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000104375105/vaeter-in-karenz-von-vollidiot-bis-wow (abgerufen am 09.01.2021)

AK FE.IN: *Frauen*rechte und Frauen*Hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt.* Berlin: Verbrecher Verlag 2019.

Bävman, Johan (2021): *Swedish Dads.* [online] Homepage: Johanbavan, URL: http://www.johanbavman.se/swedish-dads/ (abgerufen am 03.02.2021)

Bohrn Mena, Veronika (24. Juli. 2019): *Die Angst der Frauen vor Altersarmut.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000106641250/die-angst-der-frauen-vor-altersarmut (abgerufen am 29.01.2021)

Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.

Breit, Lisa (02.09.2019): *Was Expertinnen vom Papamonat halten.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000107981764/was-expertinnen-vom-papamonat-halten (abgerufen am 18.12.2020)

Bruckner, Regina (15.09.2019): *Vorbauen gegen weibliche Altersarmut und eine karge Pension.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000108615125/vorbauen-gegen-weibliche-altersarmut-und-eine-karge-pension (abgerufen am 04.01.2021)

Buchhammer, Brigitte: *Aktuelle ethikrelevante Themen der Gender Philosophy. Vorlesung*. Universität Wien: Sommersemester 2018.

Buchhammer, Brigitte: *Feministische Religionsphilosophie. Philosophisch-systematische Grundlagen*. Wien-Münster Lit-Verlag, 2011.

Buchhammer Brigitte, *Feministische Philosophie und Armut*. In: Schweiger Gottfried, Sedmak Clemens (Hg.), Handbuch Philosophie und Armut. Metzler Verlag 2021, S. 173-179. https://www.springer.com/de/book/9783476057396

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: *Väterreport. Vater sein in Deutschland heute.* Berlin: BMFSFJ 2018.

Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: 1991.

Butler, Judith: *Die Macht der Geschlechternormen.* Frankfurt am Main: 2009.

Connell, Raewyn: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten.* Wiesbaden: Springer 2015.

Cooney, Samantha (17.09.2017): *Inside the Wild World of an American Fraternity.* [online], Homepage: TIME Magazine, URL: https://time.com/longform/american-fraternity-life-photographs/ (abgerufen am 14.12.2020)

Der Standard (16.08.2007): *Skandinavien: Väter zur Kinderbetreuung zwingen.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2987927/skandinavien-vaeter-zur-kinderbetreuung-zwingen (abgerufen am 18.12.2020)

Der Standard (13.01.2012: *Väter in Karenz werden häufiger gemobbt.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/1326249160688/karrierechance-ade-vaeter-in-karenz-werden-haeufig-gemobbt (abgerufen 02.02.2021)

Der Standard (24.06.2015): *Väterkarenz: Je kürzer, desto lieber.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000017955019/vaeterkarenz-laesst-muetter-frueher-einsteigen (abgerufen 09.01.2021)

Der Standard (30.11.2018): *Coole Karenzväter motivieren andere, Hausmänner zu werden.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000092781518/coole-karenzvaeter-motivieren-andere-zu-hause-zu-bleiben (abgerufen am 03.02.2021)

Der Standard (01.03.2019a): *Vereinbarkeit ist das Problem Nummer eins.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000098790627/vereinbarkeit-ist-das-problem-nummer-eins (abgerufen am 01.01.2021)

Der Standard (04.12.2019): *Längere Väterkarenz erleichtert Frauen Wiedereinstieg in den Job.* [online], Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000111888476/laengere-vaeterkarenz-erleichtert-frauen-wiedereinstieg-in-den-job (abgerufen am 13.12.2020)

Fichte, Johann Gottlieb (2002): „Grundlage des Naturrechts". In: *Philosophische Geschlechtertheorien. Ausgewählte Texte von der Antike bis zur Gegenwart*. Hg. von Sabine Doyé, Marion Heinz und Friederike Kuster. Stuttgart: Reclam 2002, S. 227–241.O

Gerhard, Ute; Klinger, Cornelia: „Über Care/Fürsorgliche Praxis und Lebenssorge" in: Feministische Studien, Bd. 31, H.2, Stuttgart: Lucius Lucius Verlag 2013.

Gilette: *The Best Men Can Be.* [online] Homepage: Gilette: Our Committment, URL: https://gillette.com/en-us/our-committment

Gilligan, Carol: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau.* München: Piper 1984.

Hausbichler, Beate (04.05.2020): Finanzexpertin: „Der Pensionsschock der Mutter ist ein Anstoß zum Umdenken" [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000117265662/finanzexpertin-fuer-viele-ist-der-pensionsschock-der-mutter-ein-anstoss (abgerufen am 19.01.2021)

Hoch, Jenny (14.10.2016): *Wenn 150-Prozent-Mamis die Väter verdrängen.* [online] Homepage: Süddeutsche Zeitung, URL: https://www.sueddeutsche.de/leben/familie-und-partnerschaft-maternal-gatekeeping-ich-mach-das-schon-1.3202540 (abgerufen am 02.12.2020)

Holzinger, Florian: *Vater werden ist nicht schwer, Vater sein hingegen sehr…?: Unterschiedliche Motive, Erfahrungen und Vereinbarkeitspraktiken von Vätern in Karenz*. [online] Homepage: Johanneum in: POLICIES Working Paper Nr. 76, 2014 URL: file:///C:/Users/micha/Downloads/1%20(1).pdf (abgerufen am 3.01.2021)

Kant, Immanuel (a): „Die Metaphysik der Sitten". Werkausgabe Band VIII, hg. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.

Kant, Immanuel: „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. *Vorkritische Schriften bis 1768.*, Werkausgabe Band II, hg. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.

Kant, Immanuel: „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Werkausgabe Band VII, hg. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974.

Kraft, Claudia (SS 2020): *Vorlesung zu Fragestellungen, Themenfelder und Wissenschaftsgeschichte der Frauen und Geschlechtergeschichte.* [online] Homepage: Moodle Uni Wien URL: https://moodle.univie.ac.at/course/view.php?id=137599 (abgerufen am 04.12.2020)

Kutter, Inger (12.09.2013): *Kinder kriegen und Chefin werden.* [online] Homepage: DIE ZEIT, Nr. 38 URL: https://www.zeit.de/2013/38/vereinbarkeit-junge-frauen-studie (abgerufen am 13.01.2021)

Langenberger, Birgit (SS 2017): *Vorlesung zu Freiheit, Gleichheit, Macht* [online] Homepage: Moodle Uni Wien, URL: https://moodle.univie.ac.at/course/view.php?id=62838 (abgerufen am 05.01.2021)

Maan, Noura; Yeaoh, Daniela; Aydogdu, Fatih (08.03.2019): *Konstante Kluft: Sechs Fakten zur Schieflage zwischen Mann und Frau.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000099128138/konstante-kluft-sechs-fakten-zur-schieflage-zwischen-mann-und-frau (abgerufen am 04.12.2020)

Maan, Noura; Nigischer, Sandra (22.07.2018): *Toxische Männlichkeit: Das gefährliche Schweigen der Männer.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000083736242/toxische-maennlichkeit-das-gefaehrliche-schweigen-der-maenner (abgerufen am 02.12.2020)

Matzner, Michael: *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern.* Wiesbaden: VS Verlag 2004.

May, Christoph (20.04.2017): *Die Krise geht gerade erst los.* [online] Homepage: Christoph May, in: Der Freitag, URL: https://christophmay.eu/krise-der-maenner-interview-christoph-may-der-freitag/ (abgerufen am 28.01.2021).

Mayr, Lisa; Mayr, Peter (31.05.2014): *„Keine Familie bietet, was Kindergärten bieten".* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000001674680/keine-familie-bietet-was-kindergaerten-bieten (abgerufen am 12.01.2021)

McCarthy, John (15.01.2019): *What creatives make of Gillette's divid***in***g ad on toxi***c** *masculinity.* [online] Homepage: The Drum, URL: https://www.thedrum.com/news/2019/01/15/what-creatives-make-gillette-s-dividing-ad-toxic-masculinity (abgerufen am 02.02.2021)

Meuser, Michael (2006b): Hegemoniale Männlichkeit - Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In B. Aulenbacher, M. Bereswill, M. Löw, M. Meuser, G. Mordt, R. Schäfer et al. (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the art* (Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 19, S. 160-174). Münster: Westfälisches Dampfboot 2006b.

Meuser, Michael: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster.* Wiesbaden: VS Verlag 2006.

Mittelstaedt, Katharina (23.08.2020): *Die Schikanen nach dem Kinderkriegen.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000119510651/die-schikanen-nach-dem-kinderkriegen (abgerufen am 05.12.2020)

Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie. München: Fischer Verlag 1990.

Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main: Fischer Verlag 2000.

Nagl-Docekal, Herta: „Feministische Philosophie", in: Prechtl, Peter; Burkard, Franz-Peter (Hg.): Metzler Lexikon Philosophie. Stuttgart: Carl Ernst Poeschel Verlag 2008. S. 454-455

Nagl-Docekal, Herta: „Was ist Feministische Philosophie?" in: Maria Isabel Pena Aguado, Bettina Schmitz (Hg.): *Klassikerinnen des modernen Feminismus.* Aachen: ein-FACH-Verlag 2010, S. 112-184.

Nails, Debra: „Sozialwissenschaftlicher Sexismus: Carol Gilligans Fehlvermessung des Menschen", in: Gertrud Nummer-Winkler (Hg.), *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik,* Frankfurt am Main/ New York: Campus 1991.

Newmark, Catherine: „Männliche Rationalität und Emotionalität von der frühneuzeitlichen Moralphilosophie bis zum bürgerlichen Zeitalter." in: Borutta, Manuel; Verheyen, Nina (Hg.): *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne.* Bielefeld: transcript Verlag 2010.

Novotny, Rudi (20.06.2018): „Was ist bloß mit den Vätern los?". [online] Homepage: DIE ZEIT, Nr. 26, URL: https://www.zeit.de/2018/26/vereinbarkeit-familie-beruf-maenner-vaeter-zufriedenheit/komplettansicht (abgerufen am 27.11.2020)

Ostermann, Gudrun (07.01.2020): *Familienforscherin: „Teil der Karenz fix für den Vater reservieren"* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000112432045/familienforscherin-teil-der-karenz-fix-fuer-den-vater-reservieren (abgerufen am 25.12.2020)

Pickert, Nils (04.08.2019): *Toxische Männlichkeit: Gibt es auch eine vergiftete Weiblichkeit?* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000106924233/toxische-maennlichkeit-gibt-es-auch-eine-vergiftete-weiblichkeit (abgerufen am 03.12.2020)

Pinkstinks: *Was wir tun*. [online] Homepage: Pinkstinks, URL: https://pinkstinks.de/was-wir-tun/ (abgerufen am 03.12.2020)

Prattes, Ulrike: *Junge Männer und Feminismus. Ein sozialanthropologischer Blick auf Männlichkeitskonstruktionen im Kontext Österreich.* Wiesbaden: VS Verlag 2011.

Rousseau, Jean-Jacques: *Emile oder Über die Erziehung*. Ditzingen: Reclam, 1963.

Scambor, Elli (30.10.2020): *Caring Masculinities. Über Männlichkeiten und Sorgearbeit.* [online] Homepage: Bundeszentrale für politische Bildung, URL: https://www.bpb.de/apuz/care-arbeit-2020/317852/caring-masculinities-ueber-maennlichkeiten-und-sorgearbeit (abgerufen am 13.01.2021)

Scambor, Elli; Gärtner, Marc (28.11.2017): Boys in Care (BiC) Strengthening Boys to Pursue Care Occu**p**ations. Analyse von Boys' Da Materialien. Teilbericht des Österreichischen Länderberichts im Auftrag des Sozialministeriums. [online] Homepage: Verein für Männer- und Geschlechterthemen Steiermark, URL: https://www.vmg-steiermark.at/sites/default/files/pdfdownload/austria-kurzbericht-bmask2.pdf [PDF-Datei] (abgerufen am 27.01.2021)

Stajic, Olivera (06.11.2016): *Mütter können nicht alles haben.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000046628990/muetter-koennen-nicht-alles-haben (abgerufen am 23.02.2021)

Stoller, Silvia: „Was ist philosophische Männlichkeitsforschung?", in: Hochreiter, Susanne; Stoller, Silvi**a** (Hg.): Mann - Männer - Männlichkeiten. Interdisziplinäre Beiträge aus den Masculinity Studies. Wien: praesens 2018.

Stuiber, Petra (03.04.2020): *Der Gender-Effekt von Corona: Feminismus auf dem Abstellgleis.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000116460750/der-gender-effekt-von-corona-feminismus-auf-abstellgleis (abgerufen am 01.12.2020)

Sorority (Hg.): *No More Bullshit. Das Handbuch gegen sexistische Stammtischreden.* Wien: Kremayr & Scheriau 2018.

Stangl, Andreas (04.03.2016): *Gleichberechtigungspar~~i~~adiese mit Tücken.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000032192501/gleichberechtigungsparadiese-mit-tuecken (abgerufen am 20.12.2020)

Stieglitz, Olaf; Martschukat, Jürgen: *Geschichte der Männlichkeiten.* Frankfurt/Main: Campus Verlag 2008.
Stuve, Olaf: „Pädagogik“ in: Horlacher, Stefan; Jansen, Bettina; Schwanebeck, Wieland (Hg.): *Männlichkeit, Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart: Metzler Verlag 2016.

Szigetvari, András (11.11.2020): *Starke Gehaltseinbußen für Mütter: Mehr Kindergartenplätze helfen kaum.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000121606806/starke-gehaltseinbussen-fuer-muetter-mehr-kindergartenplaetze-helfen-kaum (abgerufen am 06.01.2021)

Thaler, Selina (19.03.2020): *Corona-Krise zeigt, wie Frauen die Gesellschaft stützen.* in: Der Standard, unter: https://www.derstandard.at/story/2000115893223/corona-krise-zeigt-frauen-sind-stuetze-der-gesellschaft (abgerufen am 10.02.2021)

Tragler, Christine (29.07.2018): *Wie es die Männer mit der Karenz halten.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000083787824/wie-es-die-maenner-mit-der-karenz-halten (abgerufen am 04.12.2020)

Tragler, Christine (27.09.2018): *Die Angst der Väter vor der Karenz.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000088119796/die-angst-der-vaeter-vor-der-karenz (abgerufen am 02.11.2020)

Tragler, Christine (19.06.2018): *Was einer gleichberechtigten Elternschaft im Weg steht.* [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000081789874/was-einer-gleichberechtigten-elternschaft-im-weg-steht?ref=rec (abgerufen am 12.12.2020)

Uppenkamp, Bettina: „Kunst und Kunstgeschichte“, in: Horlacher, Stefan; Jansen, Bettina; Schwanebeck, Wieland (Hg.): *Männlichkeit, Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart: Metzler Verlag 2016.

Yeoh, Daniela; Biller, Emil (23.08.2020): Wenn die Pension nicht ausreicht. [online] Homepage: Der Standard, URL: https://www.derstandard.at/story/2000115056423/wenn-die-pension-nicht-ausreicht (abgerufen am 02.01.2021)